



*Hoher Besuch aus der Republik Moldova  
(Bericht Seite 3)*

## AUS DEM INHALT:

*Deutsches Kulturzentrum „Hoffnung“* Seite 4

*Christianvetters Heimatmuseum* Seite 2

*Bessarabien liegt am Rhein* Seite 5

*Hoher Besuch aus Moldawien* Seite 3

*Mit Freunden nach Gnadental* Seite 21

## INHALT:

### AUS DEM VEREINSLEBEN

Hoher Besuch aus Moldawien .....	3
Treffen in Kassel .....	4
Deutsches Kulturzentrum in Kischinew .....	4
Bessarabien liegt am Rhein .....	5
Wo mag denn nur mein Christian sein? .....	6
Zum 100. Geburtstag von Christian Fieß .....	6
Seimenyer Treffen .....	7
Hauptversammlung in Aspach .....	7
Vom Auszug der Dobrudschadeutschen .....	8
Friedrich Ritter .....	8
Tag der Heimat 2010 .....	10
Begegnung mit Giora Feidman .....	10

### AUS DEM KIRCHLICHEN LEBEN

Sucht mich, dann werdet ihr leben! .....	11
Keine „Ostdeutsche Kirchengeschichte“ mehr .....	12
Kurznachrichten .....	12
Bibellese .....	13

### GESCHICHTE UND KULTUR

Objekte gesucht .....	13
Wahrheiten über Katyn und den „Guten Krieg“ .....	14
Vertreibung von 407.000 Kareliern .....	15
Das „Gottesgericht“ .....	15
Die Aufnahmeprüfung .....	16

### HEIMAT- UND FAMILIENGESCHICHTEN / AUS UNSEREN REIHEN

Zum Gedenken / Nachruf: Emil Nagel, Heinrich Becker, Christine Treichel, Erwin Tetzlaff, Wiegard Ost .....	17-20
--	-------

### KONTAKTE NACH BESSARABIEN

Mit Freunden nach Gnadental .....	21
Das Dorf feiert Jubiläum .....	22

### SPENDEN .....

### FAMILIENANZEIGEN .....

### IMPRESSUM .....

## TERMINE

30.05.	Bundestreffen in Ludwigsburg
05.06.	Heimattreffen Malkotsch – Mangepunar
16.06.	Einweihung des Bessarabienplatzes
18.09.	Gnadentaler Heimattreffen in Kornwestheim
10.10.	Kochkurs in Ochtendung
16.10.	Frauentag 2010 im Heimathaus in Stuttgart

**Die nächste Ausgabe des  
Mitteilungsblattes erscheint  
am 1. Juli 2010**

**Redaktionsschluss ist  
der 15. Juni 2010**

## Christianvetters Heimatismuseum

Im Mitteilungsblatt habe ich schon viel über unser Heimatismuseum in Stuttgart gelesen und im Maiheft nun den Artikel über die Anfänge bzw. über die Sammelaktion vom Christianvetter.

Als junges Mädchen besuchte ich meine geliebte Tante Thilde in Wendlingen und erlebte dort ihren und meines Vaters Cousin Christian Fieß. Es hat mich fasziniert, mit welcher Eindringlichkeit und Überredungskunst er meiner Tante ihren selbst gestickten Wandbehang „abgeluchst“ hat.

Es war wirklich ein Kampf, denn Tante Thilde hatte unzählige Stunden daran gearbeitet und es hing ihr Herz daran. Ja, danach ist mein Onkel Christian mit mir und dem erbeuteten Wandbehang nach Stuttgart gefahren und hat mir „sein „Museum gezeigt. Diese Begegnung mit ihm und der Besuch unseres Museums ist mir unvergesslich geblieben.

Ich finde es einfach wunderbar, dass der Platz am Museum auch noch den Namen Bessarabienplatz bekommt. Schade, dass ich bei der Einweihung nicht dabei sein kann.

*Hedwig Turi*



## Hoher Besuch aus Moldawien im Haus der Bessarabiendeutschen

– Wunsch: eine gemeinsame Zukunft –

Am 11. und 12. Mai war der Ministerpräsident der Republik Moldau, Vlad Filat, zu einem offiziellen Besuch in Deutschland. In Begleitung einer Delegation aus hochkarätigen Repräsentanten von Politik und Wirtschaft war der Terminplan dicht gedrängt. So stand u.a. ein Besuch bei der Daimler AG in Sindelfingen, ein Treffen mit Bundeskanzlerin Angela Merkel und ein Vortrag des Ministerpräsidenten in der Akademie der Konrad-Adenauer-Stiftung in Berlin mit dem Thema „Zur aktuellen Lage der Republik Moldau: Politische und gesellschaftliche Entwicklungen“ auf dem Programm. Dass Ministerpräsident Filat bei seinem Aufenthalt in Stuttgart auch noch die Zeit fand, seinem persönlichen Wunsch entsprechend einen fast einstündigen Besuch beim Bessarabiendeutschen Verein im Heimathaus abzustatten, unterstreicht sein Interesse an guten Kontakten zu den Bessarabiendeutschen und ist besonders zu würdigen.



Empfang im Festsaal, rechts Ministerpräsident Filat mit Dolmetscherin

Es war schon eindrucksvoll, wie der Ministerpräsident mit seiner fast dreißigköpfigen Delegation den zum Empfang vorbereiteten Festsaal im Heimathaus betrat. Und es wurde eine Begegnung, bei der es nicht um politische oder wirtschaftliche Fragen gehen sollte, sondern im Vordergrund standen die freundschaftlichen Beziehungen zwischen den Bessarabiendeutschen und der Republik Moldau und die gegenseitige Wertschätzung. Im lockeren Rahmen mit Sektgläsern in der Hand wurden der Ministerpräsident und die Mitglieder seiner Delegation vom Bundesvorsitzenden Ingo Rüdiger Isert und Mitgliedern des Vereinsvorstands sowie Verantwortlichen von heute in der Repu-

blik Moldau liegenden Heimatgemeinden herzlich willkommen geheißen. Obwohl Kischinew rund 2000 km entfernt sei, stehe man hier, so Isert, dennoch „auf bessarabischem Boden“, denn durch den 126-jährigen Aufenthalt von Deutschen in Bessarabien atme das Heimathaus bessarabischen Geist und bessarabische Kultur.

1940, so der Bundesvorsitzende, sei das Nebeneinander von Völkern und Kulturen in Bessarabien brutal gestört und auseinander gerissen worden. Doch mit Glasnost und Perestroika sei ein „Aufeinander zugehen“ wieder möglich geworden, und diese Chance werde von beiden Seiten genutzt. „Aus der anfänglichen Besonderheit wurde in den letzten 20 Jahren Normalität.“ Als einige Schwerpunkte

nannte Isert 1990 den Besuch einer Parlamentarierdelegation aus Kischinew im Heimathaus, die sehr guten Kontakte zur moldauischen Botschaft in Berlin, sowohl unter Dr. Corman als auch jetzt unter Herrn Ciocoi, die Mitgliedschaft (Gründungsmitglied) des Bessarabiendeutschen Vereins beim Deutsch-Moldauischen Forum in Berlin, wo er am morgigen Tag (12. Mai) bei der Mitgliederversammlung teilnehmen und so auch am Abend die Rede des Ministerpräsidenten Filat in der Akademie der Konrad-Adenauer-Stiftung hören könne. Auch die Mitarbeit des Vereins bei der Aktion „MOLDOVA mobil“, bei deren Eröffnung der Ministerpräsident am heutigen Abend anwesend sein werde, durfte ebenso wie die Kontakte zum Moldova Institut Leipzig, dessen Ausstellung zum Hitler-Stalin-Pakt beim Bundestreffen am 30. Mai gezeigt werde, nicht unerwähnt bleiben. Isert unterstrich: „Herr Ministerpräsident, Sie sehen, wir haben ausgesprochen gute Kontakte, nicht nur zur Bevölkerung, sondern auch zu staatlichen Stellen. Und diese Kontakte sind völlig spannungsfrei. Das ist keine Selbst-



Beim Rundgang durch das Heimathausmuseum: Ministerpräsident Filat, neben ihm die Dolmetscherin, verfolgt aufmerksam die Erläuterungen von Ingo Isert

verständlichkeit, und darüber sind wir stolz und froh.“ Er schloss mit dem Dank an Filat, dass er mit seinem Besuch die gute Tradition fortsetze.

Ministerpräsident Filat, dem eine Dolmetscherin zur Seite stand, bedankte sich für den warmherzigen Empfang und wünschte sich einen Gegenbesuch in Kischinew in nächster Zukunft. Der klare Bekenner zur EU (seit September 2009 Ministerpräsident) betonte, dass man in Moldova motiviert sei für die Reform: Wohlstand, Rechte, Freiheit. Mit den Bessarabiendeutschen gäbe es nicht nur eine gemeinsame Geschichte, sondern auch eine gemeinsame Gegenwart, und er wünsche sich vor allem eine gemeinsame Zukunft.



Ministerpräsident Filat bei der Eintragung ins Gästebuch

Gerne folgte er der Einladung des Bundesvorsitzenden, zusammen mit seiner Delegation bei einem Rundgang das Heimathausmuseum kennen zu lernen. Interessiert ließ er sich, soweit in der Kürze der zur Verfügung stehenden Zeit möglich, Schautafeln, Museumsgegenstände und Archivalien erklären. Mit einer herzlichen

Eintragung ins Gästebuch und der Abnahme des Versprechens, bald nach Moldova zu kommen, verabschiedete sich der Ministerpräsident. Er eilte mit seiner Delegation, unter ihnen auch der Stellvertretende Ministerpräsident und Wirtschaftsminister Valeriu Lazar, Außenminister Iurie Leanca und der Leiter der Botschaft der Republik Moldau in Berlin, Aureliu Ciocoi (er wird beim Bundestreffen ein Grußwort sprechen), zum nächsten Termin.

Fotos: Herbert Hablitzel /  
Text: Heinz Fieß, Mitglied des Vorstands

Mitschrift Pressekonferenz [Ausschnitt aus dem Pressestatement vom 12.05.2010 in [www.bundesregierung.de](http://www.bundesregierung.de)]

### Pressestatement Bundeskanzlerin Merkel und der Ministerpräsident der Republik Moldau, Vladimir Filat am 12. Mai in Berlin

BK'IN DR. MERKEL: Meine Damen und Herren, ich freue mich, dass ich Vladimir Filat, den Ministerpräsidenten der Republik Moldau, hier in Berlin begrüßen kann. Wir haben uns gefreut, dass Sie gekommen sind. Wir haben uns über die Tatsache, dass Sie im vergangenen Jahr gewählt wurden, und über die Reformanstrengungen, die in der Republik Moldau vonstattengehen, auch sehr gefreut. Wir unterstützen all diese Reformanstrengungen seitens der Bundesrepublik Deutschland sehr stark. Wir freuen uns auch, dass durchaus Fortschritte erzielt werden konnten und dass sich die Dinge vernünftig entwickeln. [...]

## Zweites Treffen von Bessarabiendeutschen in Kassel

Am 10. April 2010 trafen sich in Kassel zum zweiten Mal Bessarabiendeutsche und deren Nachkommen. 62 Personen waren diesmal der Einladung des Bessarabiendeutschen Vereins e. V., Region Hessen, gefolgt.

Die Anwesenden leben überwiegend in Nordhessen, Südniedersachsen und Ostwestfalen und wurden von Helma vom Bruch und Egon Sprecher begrüßt.

Frau vom Bruch berichtete über die Arbeit des Bessarabiendeutschen Vereins und stellte das Engagement der Nachfolgeneration als besonders wichtig dar. Der Trend der Zeit, nach Spuren der Familiengeschichten zu suchen, zeigt sich auch bei den Bessarabiendeutschen. Viele bedauern jetzt, nicht eher mit den Eltern bzw. Großeltern gesprochen zu haben. Jeder, der die Möglichkeit dazu noch hat, sollte sie nutzen.

Egon Sprecher berichtet darüber, dass er seine Familiengeschichte in einem Buch zusammenfasst. Die Wanderschaft von 1813 – 1947 stellt er dar. Er freut sich darüber, dass er auf die umfangreichen Sammlungen in der Geschäftsstelle des Bessara-

biendeutschen Vereines in Stuttgart sowie auf sachkundige Hilfe der Mitarbeiter jederzeit zurückgreifen konnte und bedankt sich für die freundliche Aufnahme.

Ein besonderer Höhepunkt der Veranstaltung war der Vortrag von Frau Dr. Cornelia Schlarb zum Thema „Die vielfältigen Arbeits- und Lebensräume der deutschen Siedler im ehemaligen Bessarabien“. Schwerpunkt dieses Referates war insbesondere das kirchliche Leben in Bessarabien. Sie berichtete über die Organisation der bessarabischen Kirche und ihre tiefe Verwurzelung in der deutschen Bevölkerung. Bei vielen Alltagsschilderungen, die durch eine aussagekräftige Bildpräsentation ergänzt war, fühlten sich die noch in Bessarabien Geborenen und Aufgewachsenen zurück versetzt in ihre

Kindheit und konnten mit eigenen Geschichten darauf Bezug nehmen. Aufkommende Fragen beantwortete Frau Dr. Schlarb mit großer Sachkenntnis.

Frau Dr. Schlarb hat eine umfangreiche Arbeit in ihrem Buch „Tradition im Wandel – Die evangelisch lutherischen Gemeinden in Bessarabien 1814 – 1940“ dokumentiert. Es lohnt sich, in ihm zu lesen, um die Tradition der Kirche in Bessarabien und deren Geschichte kennen zu lernen.

Wie bei jedem Treffen, bot die gemeinsame Kaffeetafel Gelegenheit zum Gedankenaustausch. Dabei berichteten einige Anwesende über eigene Erlebnisse. Viel zu schnell verging die Zeit und man war sich einig, dass ein solches Treffen wieder stattfinden solle.

Egon Sprecher

## Deutsches Kulturzentrum „Hoffnung“ in Chisinau

Von Axel Hindemith aus Hannover bekamen wir den Hinweis auf das deutsche Kulturzentrum „Hoffnung“ in Chisinau /Kischinew. Hier der Link für INTERNET-Nutzer, um Informationen wie auch ein Video, in dem sich das Deutsche Kulturzentrum „Hoffnung“ präsentiert, zu erhalten: <http://www.youtube.com/watch?v=4JmTmXcvAhk>

Auszug aus einem Schreiben der Vorsitzenden des Kulturzentrums:

Sehr geehrter Herr Hindemith, lieber Axel, ich bedanke mich herzlich für die E-mail vom 06.04.2010 mit wunderbarer Information und für Ihre Interesse an uns... Auf Ihre Frage, ob wir eine Zeitung bekommen wollen, sage ich mit großer Freude JA. Wir bekommen ganz wenige Zeitungen auf Deutsch. Das wird eine gute Unterstützung (Information und Sprache) für unsere Mitglieder sein.

Wenn Sie mehr über unsere Aktivitäten wissen möchten, dann können Sie uns auf [www.youtube.com](http://www.youtube.com) Deutsches Kulturzentrum „Hoffnung“ finden.

Wenn es bei Ihnen Seminare, Festivals, Wettbewerbe oder andere Treffen gibt, wo unsere Mitglieder auch teilnehmen können, werden wir ganz froh und dankbar für Ihre Einladung sein.

### Unsere Anschrift:

Deutsches Kulturzentrum „Hoffnung“, Tatiana Iuriev, Str. Bulgara 24 B, 2001 Chisinau, Moldova, Tel/Fax +373 22 275143, E-Mail: [hoffnung\\_90@mail.ru](mailto:hoffnung_90@mail.ru)



Dr. Cornelia Schlarb

## Bessarabien liegt am Rhein

**(Bonn/Ochtendung)** Zum Frühlingsanfang konnten Besucher in Bonn und Ochtendung den Eindruck gewinnen, die Geografie außer Kraft gesetzt zu sehen. Am Samstag kamen die Bessarabiendeutschen aus dem Rheinland in der Stadthalle in Bad Godesberg zusammen. Das Thema, „Auf schweren Wegen“, behandelte die Zeit der Umsiedlung von Bessarabien ins Deutsche Reich von 1940 bis 1943. Vor 70 Jahren wurde etwa zur gleichen Zeit auch die letzte Kirchweih in dem katholischen Ort Krasna in Bessarabien gefeiert.



Die Umsiedlung der über 90 000 Bessarabiendeutschen erfolgte für die Betroffenen nicht ganz freiwillig. Die Angst vor Repressalien des kommunistischen Sowjetregimes hatte zur Folge, dass bis auf ganz wenige Ausnahmen, alle den Umsiedlungsauftrag folgten. Im kurzen Anspiel mit Erika Wiener und Waldemar Bunk, als bessarabiendeutsches Ehepaar bei der feierlichen Überreichung der Einbürgerungsurkunde, bekamen die Zuhörer ein Eindruck von den pragmatischen Abläufen. Diese Vorgänge und die persönlichen Erlebnisse waren Thema des Vortrags von David Aippersbach, Schriftleiter des Mitteilungsblattes. Die Eindrücke des damals Sechsjährigen riefen nicht nur bei ihm selbst starke Emotionen hervor. Man kann wohl davon ausgehen, dass solche Erlebnisse ein ganzes Leben prägen. Das spiegelte sich auch im anschließenden Podiumsgespräch. Olga Roloff berichtete in ganz eindringlicher Weise von ihren Erfahrungen während dieser Zeit. Im Gespräch, das der Bundesdelegierte und Organisator der Veranstaltung, Olaf Schelski, moderierte erfuhren die Zuhörer, wie die Familien den Alltag meisterten. Dabei war die Unterbringung

der Umsiedler durchaus unterschiedlich. Professor Dr. Edwin Bucholz schilderte, wie seine Familie in einem großen Saal mit zahlreichen anderen Familien, lediglich durch Decken voneinander getrennt, lebte. Keine Spur von Privatsphäre. Und das über Monate. Anderen Familien wiederum wurde, nach einem kurzen Aufenthalt in einem Lager, ein Hof im Warthegau zugeteilt.

„Das war ein Tag mit völlig neuen Eindrücken.“ schilderte eine junge Besucherin aus Düsseldorf ihre Eindrücke im Anschluss. „Ich hatte keine Ahnung, was den Umsiedlern zugemutet wurde. Ich verstehe viele Sachen jetzt viel besser und bewundere meine Großeltern für ihren Lebensmut.“

Das gestiegene Interesse an dem Schicksal der Vorfahren in den letzten Jahren rührt wohl daher, dass durch moderne Entwicklungen eine Anonymisierung der zwischenmenschlichen Beziehungen stattgefunden haben soll. Tatsächlich belegen Studien, dass durch moderne Kommunikationsmittel, wie Internet, die Möglichkeiten Menschen kennen zu lernen, viel größer geworden sind. Kontakte dieser Art, haben in der Regel persönliche Begegnungen zur Folge.

Begegnen konnte man am darauf folgenden Tag ein paar Kilometer rheinabwärts dann auch noch mehr Bessarabern. Beim sonntäglichen Gottesdienst. Eine Messfeier, die fast ausschließlich dem Andenken der Bessarabiendeutschen galt, gibt es in der Form in Deutschland wohl nur in Ochtendung. In sehr eindrucksvoller Weise wandte sich Pastor Schuh in seiner Predigt den vorwiegend bessarabiendeutschen Besuchern zu. Der Chor auf der Empore sang Lieder, die vor 70 Jahren noch in der Sankt Josef Kirche zu Krasna erklangen. Sankt Josef war der Patron des Gotteshauses der katholischen



Mutterkolonie in dem deutschen Siedlungsgebiet am Schwarzen Meer. 1940 fand das letzte Patronatsfest der Gemeinde statt. Wohl mehr durch Zufall, denn durch Vorsehung, geriet dieses Fest besonders prunkvoll, wie Rosina Melzer in Ihrer Ansprache berichtete. Dafür blieb es umso eindrücklicher und animierte den Vorgänger Schuhs, Dechant Leiniger, einen Gottesdienst zu installieren, der jährlich um den Josefstag in Ochtendung stattfindet. Leiniger, der Bessarabien selbst bereist hatte, gelang es mit diesem Gottesdienst, einen Termin im Jahreskalender der beiden bessarabiendeutschen Vereine aus Urmitz und Ochtendung zu etablieren, der von beiden gemeinsam gestaltet wird. Das gerettete Kruzifix aus der Pfarrkirche Sankt Josef ist Symbol für die Tradition, wie die typischen Lieder, die sonst in den Gottesdiensten nicht mehr erklingen.

Im Anschluss, und das ist auch eine gute Tradition geworden, lädt man zum Halubziessen ins Pfarrheim ein. Halubzi, das sind nicht etwa exotische Früchte, sondern Krautwickel, die von sauer eingelegtem Weißkohl gemacht werden. Wie diese und andere Spezialitäten der Bessarabiendeutschen Küche gekocht werden, kann man in zahlreichen Veranstaltungen bundesweit lernen. An gleicher Stelle übrigens das nächste Mal 10. Oktober an selber Stelle lernen. Alle Informationen gibt es unter [www.bessarabien.info](http://www.bessarabien.info)



## „Wo mag denn nur mein Christian sein, in Hamburg oder Bremen?“

### Erinnerungen an Christian Fieß

Christian Fieß, geboren am 14. (27.) Mai 1910 in Sarata, gründete am 25. Mai 1952 das Heimatmuseum der Bessarabiendeutschen (HM) in Stuttgart.

Am 21. März 1988 lernten mein Mann und ich Christian Fieß im Haus der Bessarabiendeutschen kennen. Adele Krüger, ehrenamtliche Mitarbeiterin des HM (1913-2002), hatte uns miteinander bekannt gemacht. Ich war damals daran interessiert, meine Ahnentafel zu vervollständigen.

Nachdem Herr Fieß die Reihen meiner Vorfahren studiert hatte, lachte er und sagte: „Ihr beide müsst jetzt ‚Onkel Christian‘ zu mir sagen. Schaut mal. Nach den Großeltern mütterlicherseits füge ich zwei fehlende Generationen hinzu. Dann wird deutlich, dass eine von Elvires Ururgroßmüttern Christina Magdalena Traub war. Sie gehörte zur Einwanderergeneration und kam 1822 mit anderen Schwaben nach Sarata. Sie war noch in Brettach bei Stuttgart geboren.

Auch meine Familie geht auf die Familie Traub zurück, deren Mutter eine Simpfendorfer war.

Ich werde Euch Briefe geben, die einer unserer Vorfahren von Sarata nach Brettach geschrieben hat, damit ihm die Verwandten sein Erbe nach Sarata schicken, weil er sonst nicht hätte heiraten können. Wäre dieses Erbe nicht in Sarata angekommen, hätte es die Familie Fieß nicht gegeben, und auch Du, Elvire, wärest nicht auf der Welt.

Auch die väterliche Linie bei Elvire ist interessant: Elvires Urgroßvater, Gottlieb Fandrich, hat die Schwäbin Katharina Bohnet aus Wittenberg geheiratet.

Elvire, Deine Urgroßmütter aus Sarata und Wittenberg waren Schwäbinnen. Beide mussten in Tarutino Plattdeutsch lernen.“ So hatte ich meine Ahnentafel noch nicht gelesen. Ich war von der neuen Sicht der Dinge überrascht, denn bis dahin war ich der Meinung, dass ich nur von Norddeutschen, von Plattdeutsch sprechenden Vorfahren abstammte.

Nach diesem Gespräch hatten Hellmuth und ich keine Mühe, Christian Fieß, der uns so selbstverständlich als seine Verwandten annahm, auch „Onkel Christian“ zu nennen.

Herr Fieß hatte mich auch gleich zum „Obmann“ für die Fandrich-Familie ernannt. Ich sollte mich verantwortlich fühlen für die Datensammlung der Fandrich-Nachkommen. Was ich damals noch nicht wusste: Mit der Sammlung von Familiendaten hatte Christian Fieß auch den

Grundstein gelegt für eine Genealogie der Bessarabiendeutschen, die im Laufe der vergangenen Jahrzehnte zu einer Fundgrube in der Ahnenforschung geworden ist.

Dass ich seit dem 21.03.1988 Mitglied des HM bin, leuchtet sicher jedem ein.

Erst einige Zeit später erinnerte ich mich daran, dass ich schon 1961 während meiner Examensarbeit über die „Geschichte des Deutschtums der Bessarabiendeutschen“ Kontakt zu Herrn Fieß hatte. Er versorgte mich damals mit Literatur, hatte aber zur Bedingung gemacht, dass ich eine Kopie meiner Arbeit dem HM überlasse, was auch geschehen war.

Hellmuth und ich trafen Onkel Christian erst im Frühjahr 1997 und 1999 auf den Tarutino-Treffen in Verden und im Herbst 1998 und 1999 bei den Seminaren in Bad Sachsa wieder; und trotzdem war bei unseren Gesprächen immer eine Vertrautheit zu spüren, so, als hätten wir schon seit Jahrzehnten zuvor unsere nur sehr weitläufige Verwandtschaft gepflegt.

Christian Fieß ging damals auf die 90 zu; und das Gehen machte ihm Mühe. Als Hellmuth ihn in Bad Sachsa darauf ansprach, erzählte er uns seine Geschichte: Dass er bei Kriegsende sehr schwer verwundet im Lazarett gelegen sei, dass die Ärzte schon die Amputation beider Beine beschlossen hätten, dass es aber wegen einer Lazarettverlegung und wegen des Einzugs der Amerikaner nicht zur Amputation gekommen sei und dass ihn seine Füße und Beine jetzt im Alter von fast 90 Jahren immer noch tragen. Was für ein Glück im Unglück.

Als Onkel Christian uns das erzählte, ahnte er nicht, wie gut Hellmuth diesen Teil seiner Lebensgeschichte mitfühlte! Denn auch Hellmuth hatte - etwa in der

gleichen Zeit - Ähnliches erlebt. Er war damals acht Jahre alt. Wegen einer Knochenkrankheit, die wegen fehlender Medikamente während des Kriegsendes nicht optimal behandelt werden konnte, hätten Hellmuth beide Beine abgenommen werden sollen. Weil aber die Ärzte der Meinung waren: „Das lohnt nimmer. Das kleine Hascherl stirbt sowieso“, blieb dem Kind von damals die Amputation erspart; und der Mann von heute hat die 70 überschritten, und seine Füße und Beine tragen ihn immer noch. Auch er hatte Glück im Unglück!

Gleiches Schicksal verbindet. Und so hatte ich denn das Gefühl, dass sich die Männer seit diesem Gespräch sehr nahe gekommen waren.

In guter Erinnerung haben Hellmuth und ich einen Singabend bei einem der Seminare in Bad Sachsa. Es schien, als seien alle Besucher ausgehungert nach Singen: Wir sangen ein Volkslied nach dem anderen, unter anderem auch das Lied: „Wo mag denn nur mein Christian sein, in Hamburg oder Bremen?“, das auch in Bessarabien bekannt war.

Am Klavier stehend oder bei Christian Fieß sitzend, sangen wir ohne Pausen. Helmut Haisch begleitete am Klavier unseren unorthodoxen Gesang. War ein Lied zu Ende, stimmte sofort jemand ein anderes an. War das nicht der Fall, kam unser Mann am Klavier uns zuvor und spielte zum x-ten Mal: „Wo mag denn nur mein Christian sein?“

Onkel Christian sang mit, und er genoss, dass wir mit ihm und auch für ihn sangen. Fröhlich, unkompliziert und heiter, so ist uns Christian Fieß in Erinnerung geblieben. Und jetzt nach vielen Jahren ... Wenn Hellmuth oder ich den Namen Christian Fieß aussprechen, singt der andere schon in Erinnerung an jenen fröhlichen Abend: „Wo mag denn nur mein Christian sein, in Hamburg oder Bremen?“

*Elvire Bisle-Fandrich und  
Hellmuth H. Bisle*



## Zum 100. Geburtstag von Christian Fieß

Am 14. Mai 1910 (a.St.) ist Christian Fieß in Sarata geboren. 1952 gründete er das Heimatmuseum der Deutschen aus Bessarabien und war vier Jahrzehnte lang dessen 1. Vorsitzender. Zu seinem Gedenken und zur Würdigung seiner Aufbauleistung stellten sein Nachfolger Ingo Rüdiger Isert und das Gründungsmitglied Albert Häfner am Grab der Familie Fieß eine Blumenschale nieder. (Anm.: Die andere Blumenschale hatte zuvor sein Sohn Dieter aufgestellt.)

## Seimenyer treffen sich in Hötensleben

Am 24. April gab es im Hötenslebener „Brauhaus“ zum 6. Mal ein Wiedersehen der Bessarabiendeutschen. Sie treffen sich alle zwei Jahre und stammen aus dem Dorf Seimeny. Die Seimenyer sind heute zwischen dem 70 und 92 Lebensjahr und bringen ihre Kinder und Enkel mit. Es ist wie ein großes Familienfest, da sich ja alle kennen und das gleiche Schicksal verbindet. Die Zusammenkünfte werden vom Vorstand organisiert. Dazu gehören die 84-jährige Herta von Hoff geb. Büber aus Wulferstedt, die 88-jährige Anna Hantel aus Gröningen, der 90-jährige Erwin Meyer und der 77-jährige Ottomar Schüler. Die beiden Herren waren aus Ludwigsburg angereist. Erwin Meyer war viele Jahre Mitglied des Bundesvorstandes, Ottomar Schüler ist seit 30 Jahren Sprecher und Vorsitzender des Heimatvereins Seimeny.

Am 10.10.1940 wurden 93 000 Bessarabiendeutsche durch die Aktion „Heim ins Reich“ umgesiedelt und entwurzelt. Viele



Ottomar Schüler, Herta von Hoff, Anna Hantel, Erwin Meyer

fanden in Polen eine neue Zwangsheimat, von der sie bei Kriegsende vertrieben wurden. Heute leben die Bessarabiendeutschen in allen Bundesländern, so auch die Bewohner des Ortes Seimeny.

Allen ehemaligen Dorfbewohnern sind diese Zusammenkünfte sehr wichtig. Das gemeinsam Erlebte verbindet, Neues wird ausgetauscht, die Tradition und der Stolz auf die alte Heimat wird an alle nachfolgenden Generationen weitergegeben und erhalten. Die Geschichte der Menschen aus Bessarabien geht damit nicht verloren.

In Ludwigsburg ist am 30. Mai nach zwei Jahren wieder das große Verbandstreffen aller Deutschen, die ihre heimatlichen Wurzeln in Bessarabien haben. Das Land gehört heute zu Moldawien und der Ukraine.

Ludwigsburg ist die Patenstadt von Seimeny, wie von den Organisatorinnen der Hötenslebener Veranstaltung, Hertha von Hoff, geborene Büber, Anna Hantel und dem Verbandssprecher Ottomar Schüler zu erfahren war.

Für Hertha von Hoff hatte das Treffen in Hötensleben noch eine besondere Bedeutung, war es doch auch ein Wiedersehen mit ihrer Tochter Birgit Ziemann und Schwiegersohn Karl-Heinz.

Die Bessarabiendeutschen haben für den 130-jährigen Ort Seimeny viel humani-



täre Hilfe geleistet und sind sehr um die Völkerverständigung bemüht. Leider ist dies aufgrund der politischen Situation mit der Ukraine gegenwärtig recht schwierig.

Im Hötenslebener „Brauhaus“ verlebten sie gemütliche, unbeschwerte Stunden. Gemeinsames Singen mit Erwin Meyer, der seine Harmoschka aus Wendlingen mitgebracht hatte. In einem Diavortrag zeigte er Reisebilder und Bilder aus der alten Heimat. Viele nutzten bei strahlendem Sonnenschein die Gelegenheit zu einem Spaziergang durch den geschichtsträchtigen Ort.

Alle Teilnehmer bedanken sich bei den Organisatoren des Hötenslebener Treffens, besonders beim Ehepaar Birgit und Karl-Heinz Ziemann sowie dem gesamten Team des Brauhauses.

Andrea Höde

## Hauptversammlung in Aspach

am 24. April 2010 in der Gaststätte Traube

Bei der Hauptversammlung am 24. April 2010 begrüßte der Kreisvorsitzende Adolf Buchfink alle anwesenden 42 Gäste recht herzlich, sowie die Ehrenmitglieder Ernst Weingärtner und Ewald Siewert.

Die Hauptversammlung war gut besucht und begann mit der Feststellung der Totenehrung, bei der die Namen von Herrn Kurt Kehrer vorgetragen wurden, und dem Bericht des Vorstandes Adolf Buchfink, der die Aktivitäten des Vereins im vergangenen Jahr aufzählte, Nachfolgend wurde der Bericht des Kassierers Klaus Zarbock vorgetragen, und weiter im Programm wurde die schriftliche Bestätigung des Kassenprüfers Roland Hassler vorgelesen, der eine einwandfreie Kassenführung des Kassiers Klaus Zarbock bestätigte und ihn für die übersichtliche und

gute Kassenführung lobte. Herr Hermann Schaal übernahm anschließend die Entlastung der gesamten Vorstandschaft.

Als nächstes übernahm Herr Michael Balmer die Vorschau und trug die Aktivitäten des Vereins, die dieses Jahr noch stattfinden, vor. Es betrifft den Aspacher Maimarkt am 8. und 9. Mai, die zweite Friedhofsbepflanzung am 21. Mai, das Bundestreffen in Ludwigsburg am 30. Mai, den 3-tägigen Ausflug nach Oberschwaben vom 9. bis 11. Juli, den Tag der Heimat am 12. September, den Besen Möhle am 29. November und die Adventsfeier am 11. Dezember 2010.

Weiter ging es im Programm mit der Lesung von Frau Kasischke-Kämmmer und

dem Thema „Das Ährenfeld in meiner Heimat“ und von Reitern und Pferden. Dazwischen wurden die passenden Lieder gesungen. Anschließend erhielt Frau Kasischke-Kämmmer, Frau Lotte Schaal und Frau Barbara Zarbock je einen schönen Blumenstrauß und die Herren Fritz Meister, Ewald Siewert, Günter Gärtig, Hermann Schaal und Klaus Zarbock je eine Flasche Sekt für besondere Verdienste z. B. beim Schlachtfest, aber auch für besondere Einsätze.

Herr Buchfink beendete danach die Hauptversammlung und wünschte einen guten Nachhauseweg und einen schönen Sonntag.

Barbara Zarbock



## Vom Auszug der Dobrudschadeutschen

Die Volksdeutschen aus Kobadin verlassen ihr Dorf

Von Dr. Karl Stumpp

Ein wolkenbedeckter Himmel liegt noch über dem in Dunkel gehüllten Kobadin. Aus den Häusern leuchten die Petroleumlampen. Die meisten Deutschen schliefen die letzten Nächte vor der Abfahrt statt in ihren sonst so sauberen Häusern und schonen Betten auf Strohlagern. Alles ist mit dem Verpacken der letzten Sachen beschäftigt. Die Rumänen, die schon in die deutschen Häuser eingezogen sind oder in der Nachbarschaft wohnen, verabschieden sich herzlich von den Volksdeutschen. In der Dunkelheit sehen wir zwei Mädchen im Gärtchen beschäftigt. Sie schneiden noch schnell die Herbstblumen ab, um den Zug zu schmücken und einen Strauß nach Deutschland zu nehmen. Ein Bauer zeigt uns einen Lebensbaum und sagt: „Der muss bleiben, da hab' ich meinen ganzen Charakter hineingelegt“, er will sagen, seine ganze Liebe und Sorgfalt. Nun sieht man schon Menschen zu Fuß auf den Bahnhof gehen, Kinderwagen werden geschoben, Fuhren bringen das Gepäck. Es wird allmählich hell. Der Himmel ist immer noch trübe, und es fängt an zu regnen. Vom Dorf hört man die Glocke läuten, zum letzten Male. Man hat sie vom Turm heruntergenommen, um sie mit nach Deutschland zu nehmen. Nun steht sie in einem behelfsmäßig hergerichteten Gestell, damit sie an diesem denkwürdigen Morgen noch einmal ihre trauten Klänge ertönen lässt.

Nun strömt nicht nur die deutsche Bevölkerung von Kobadin zum Bahnhof, sondern auch Rumänen, Türken und Tataren. Alle wollen Abschied von den Deutschen nehmen. Der türkische Friseur geht durch die Reihen und drückt jedem lächelnd-weinenden Gesichts die Hand, eine alte Türkin ist untröstlich.

Die Verladung beginnt. Bekannte, gut deutsch klingende Namen werden aufgerufen. Ein kräftiges „Hier“ ertönt; hie und da ruft eine Stimme „präsent“, d. h. anwesend, um sich schnell verlegen zu verbessern, oder seine Frau zupft ihn am Arm: „Hier! musst du sagen!“

Die ersten Wagen sind verladen und stehen nun, inzwischen mit Blumen geschmückt, zur Abfahrt bereit. Immer mehr Rumänen, Tataren und Türken kommen zur Verabschiedung. Die Spannung steigert sich, die Abschiedsstunde rückt heran. Eine Gruppe Legionäre im Grünhemd rückt heran und nimmt Aufstellung. Ohne Kopfbedeckung stehen sie da und singen zu Ehren der abfahrenden Volksdeutschen Lieder. Der Führer der Legionäre hält eine in herzlichem Ton gehaltene Ansprache, in der er die unzertrennliche Verbundenheit zwischen Deutschland und Rumänien hervorhebt. Erhobenen Armes wird die rumänische Nationalhymne gesungen.

Die Dorfkapelle von Kobadin unter Leitung von Lehrer Hartmann spielt Lieder und Walzer. Die Verladung geht ihrem Ende zu. Der Zug steht nun mit Blumen geschmückt abfahrtsbereit da. Alles verabschiedet sich. Da steht ein alter Türke Hand in Hand mit einem Volksdeutschen, die Tränen rollen dem Türken die Backen herunter. In dieser Stunde des Sichtrennens fühlt er, wie alle seine Stammesgenossen, was ihm der Deutsche war. Dort sieht man einen Volksdeutschen sich mit dem Führer der Legionäre umarmen.. Als zum Abschluss die deutschen Volkshymnen gespielt werden, stehen 954 Volksdeutsche und über 800 Rumänen, Türken und Tataren am Bahnsteig erhobenen Armes da, ein überwältigendes Bild! Der Zug setzt sich in Bewegung. Ein Winken, Zurufen, Schluchzen... Am Fenster stehen die Abfahrenden und werfen einen letzten Blick auf den Ort, wo ihre Wiege stand. Diese Abschiedsstunde von ihren mit so viel Fleiß aufgebauten Höfen und Häusern, von ihren Feldern, von den Gräbern ihrer Lieben geht über ihre Kräfte, und so bleibt das begonnene Lied „Nun ade, du mein' lieb' Heimatland“ in der Kehle stecken. Der mit Blumen und Fahnen geschmückte Zug verschwindet in der Dobrudschasteppe und fährt Cernavoda zu.

*Aus dem Jahrbuch 1956 von Otto Klett*

## Friedrich Ritter

Ein Gedenkblatt zu seinem Tode (1934)

Von Otto Enßlen

Er erblickte das Licht der Welt am 3. März 1864 zu Eupatoria auf der Halbinsel Krim in Südrußland. Sein Vater, Friedrich Ritter, war 1860 mit seiner Ehefrau Friederike geb. Lämmle, von Böllstein bei Heilbronn in die Krim ausgewandert und arbeitete dort als Schuhmacher auf einem Landgut, das einem deutschen Adligen gehörte. Anlässlich der allgemeinen Mobilmachung für den Deutsch-Französischen Krieg 1870/71 mußte sein Vater als reichsdeutscher Staatsbürger zurück nach Beilstein, und so lernte der kleine Fritz seine ursprüngliche Heimat zum ersten Mal kennen. Hier blieb er bis 1876 und besuchte die Volksschule. Dann wanderte sein Vater mit seiner Familie zum zweiten Mal zur Krim. Auf Grund eines Aufrufes von Kö-

nig Karls I. übersiedelte die Familie Ritter 1882 nach Rumänien und bewirtschaftete das ihnen zugewiesene Land in Tariverde in der Dobrudscha.

1884 verheiratete sich Friedrich Ritter mit Maria Schigurski. Aus dieser Ehe gingen sechs Kinder hervor: drei Söhne - Friedrich, Gottlieb und Karl, und drei Töchter - Friederike, Rosine und Elisabeth. Nach seiner Heirat zog er in die Türkei und betrieb dort eine Landwirtschaft. Aus klimatischen und gesundheitlichen Gründen hielt er es dort nur zwei Jahre aus und kam dann wieder nach Tariverde zurück. Hier nahm er bald eine führende Rolle im Gemeindeleben ein. 1892 wurde er für fünf Jahre als Bürgermeister über drei Gemeinden (Tariverde, Cogcalac und Elanschisma) gewählt. 1898 wur-





de er in den Kreistag gewählt, dem er etwa 20 Jahre lang angehörte. Zuletzt bekleidete er dort das Amt des Vizepräsidenten. 1924 wurde er als Abgeordneter in die Landwirtschaftskammer Konstanz gewählt. Eine seiner wichtigsten Leistungen war das Verhindern des sog. „Minderheitsgesetzes“ vom Jahre 1906, demzufolge den Kolonisten die Staatsbürgerrechte aberkannt werden sollten, wozu er als Delegierter der Dobrudschadeutschen bei König Karl I. sowie auch bei dem damaligen Ministerpräsidenten Brătianu und den Oppositionsführern Carp und Sturdza in Sonderaudienzen empfangen wurde. Für seine Verdienste um seine Wahlheimat wurde ihm vom König die „Goldene Medaille“ und der Orden „Grad de Cavalier“ verliehen. Seine Beliebtheit bei Hofe ging auch daraus hervor, daß er öfters zu Tisch geladen wurde, wenn die königliche Familie in ihrer Sommerresidenz am Schwarzmeerstrand in Konstanz zur Erholung wollte.

Ritter war auch ein wahres Sprachgenie. Außer seinem angeborenen Schwäbisch sprach er fließend Hochdeutsch, Rumänisch, Russisch, Türkisch und Bulgarisch, was ihm bei dem bunten Völkergemisch in der Dobrudscha von großem Nutzen war. Denn 1928 wurde er Oberbürgermeister (Primär de Centru) über ein Gebiet, das 20 Ortschaften mit den verschiedensten Nationalitäten umfaßte, mit dem Amtssitz in dem Marktflecken Cogealac. Während dieser Amtsperiode wurde in Tariverde die neue evangelische Kirche erbaut, während er 1892 schon die Volksschule errichtet hatte. Seine Familie und die Angehörigen seiner drei Brüder Gottlieb, Karl und Philipp bildeten eine ausgedehnte Verwandtschaft, die stets einen ausschlaggebenden Einfluß auf das Gemeindeleben ausübte. Trotz seiner anstrengenden Tätigkeit im öffentlichen Dienst hatte er seine Landwirtschaft in keiner Weise vernachlässigt. Durch Umsicht und Sparsamkeit brachte er es im Laufe der Jahre zu einem Betrieb mit über 100 Hektar Land. Auch die Qualität seiner Agrarerzeugnisse wurde wiederholt vom Landwirtschaftsministerium ausgezeichnet. So errang er eine Gold- und eine Silbermedaille für seine Leistungen auf dem Gebiete des Weinbaues und eine Silbermedaille für seine Pferdezucht. Im Mai 1934 konnten die Ritterseheleute ihre goldene Hochzeit im Kreise ihrer weitverzweigten Verwandtschaft festlich begehen. Pfarrer Wildermuth hielt anhand des Bibelwortes „Ich will dich tragen bis ins Alter; ich will dich segnen, und du sollst ein Segen sein!“ eine eindrucksvolle Festansprache, die von Gesängen des Kirchenchors feierlich umrahmt war. Auf Wunsch des Jubilars sangen alle Anwesenden am Schluß den zweiten Vers von

dem Liede „Nun danket alle Gott“, der also lautete: „Der ewigreiche Gott woll' uns bei unserm Leben ein immer fröhlich Herz und edlen Frieden geben und uns in seiner Gnad erhalten fort und fort, ja uns aus aller Not erlösen hier und dort.“

Sie waren in der Tat ein vom Alter ganz weiß gewordenes Taubenpaar, durch gegenseitige Eintracht und Liebe beglückt. Ruhe und Zufriedenheit wohnten in ihrem Hause. Man findet selten solche lichten Punkte auf Erden, gleichsam Oasen in der Wüste. Die Alten freuten sich miteinander; der eine bekümmerte sich um den andern, wie in den ersten Tagen nach der Trauung, und sie gaben sich noch dieselben Kosenamen. - Doch bald nach diesem Freudenfest, am 18. Juli 1934, ereilte den Altersjubilär ganz unerwartet der unerbittliche Tod, an den Folgen der Zuckerkrankheit, an der er schon seit Jahren schwer gelitten hatte. Unter der Teilnahme von deutschen und rumänischen Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens, sowie einer großen Menschenmenge aus nah und fern, wurde er auf dem Friedhofe zu Tariverde zur letzten Ruhe gebettet. Das Leben eines tiefreligiösen Mannes, der seine Schaffenskraft für das Wohl seiner Volksgruppe, seiner Gemeinde, seines Staates und ganz besonders für seine Familie verwendete, war beendet. Es wäre zu wünschen, daß unser Volkstum viele Männer vom Schlage Ritters hervorbringen möchte!



Seine Ehegattin ist ihm nach der Umsiedlung ins Reich im Tode nachgefolgt; ebenso seine Tochter Elisabeth, verh. Strom, und sein ältester Sohn Friedrich, der zuletzt Gemeindekurator in Tariverde war. Die Söhne Karl und Gottlieb sind noch am Leben; beide wohnen in dem Mainstädtchen Miltenberg, bereits im eigenen Heime.

Doch damit ist das Lebenswerk des Heimgegangenen aber noch lange nicht aufgezeichnet. Welches hohe Ansehen er in höheren Kreisen der Gesellschaft genoß, zeigt folgendes Vorkommnis. 1932 war der damalige Reichsbankpräsident Dr. Hjalmar Schacht zu Finanzbesprechungen nach Bukarest gekommen. Anschließend bereiste er die Dobrudscha und besichtigte bei dieser Gelegenheit auch das deut-

sche Dorf Tariverde. In seiner Begleitung waren Arbeitsminister Raducanu, sein Studienfreund, und Finanzminister Maggearu. Bei ihrer Ankunft in Tariverde sagte Minister Raducanu zu Dr. Schacht: „Hier stelle ich Ihnen einen Deutschen von echtem Schrot und Korn vor.“ Dr. Schacht erwiderte darauf: „Das sagt mir schon der Name Ritter!“

Interessant ist, was in diesem Zusammenhang der bekannte deutsche Schriftsteller und Publizist Richard Bahr in seinem Buche „Deutsches Schicksal im Südosten“ berichtet. Darin heißt es u. a.: „Die ursprüngliche Reinheit der Sitten der Dobrudschadeutschen beginnt in dem täglichen Nebeneinander mit all dem fremden Volk sich zu lockern. In Tariverde wacht über solche Reinheit einstweilen noch der ‚alte Ritter‘. Eine Gestalt, die in manchem Zug an den ‚Vater Kühn‘ in Atmadscha erinnert. Auch Ritter ist gewandert. Als Kind mit seinen Eltern aus der Krim zurück in die schwäbische Urheimat, als das Gerücht sich verbreitete, sie würden sonst ihr deutsches Bürgerrecht verlieren. Ein paar Jahre besucht er in Beilstein im Oberamt Marbach die Dorfschule. Dann kehren sie wieder in die Krim zurück und von dort in die Dobrudscha nach Tariverde. Da die Kolonialgesellschaft die Dobrudschadeutschen entdeckt und ihre Wanderprediger schickt, lassen sie sich einreden, es wäre ein nationales Werk, nach Klein-Asien hinüberzuwechseln und dort am Schienenstrang der Bagdadbahn sich anzusiedeln. Sie verkaufen alles, ziehen ab und verlieren alles. An schmerzlichen Erfahrungen reich, doch mit leeren Taschen, kommen sie wieder in die Dobrudscha zurück und fangen von neuem an.“

Wie durch ein Wunder glückt es ihnen wirklich nochmals. Die Ritters haben den stattlichsten Hof. Sie haben ein behagliches Fremdenzimmer, mit Teppichen und Läufern wohl ausgestattet, in dem auch der unangemeldete Gast herzlich willkommen ist. In anspruchslosen, patriarchalischen Formen üben sie eine wahrhaft vornehme Gastlichkeit. Wir treffen Ritter Vater und Sohn gerade beim Kirchgang. Es ist der erste Pfingsttag 1934. Der Mailbaum ist aufgerichtet. ‚Wir wollen doch die alten deutschen Sitten pflegen‘, heißt es. Schon bei der Vorstellung ruft der alte Ritter seinem Sohne Gottlieb zu: ‚Emilie (die Schwiegertochter) soll nach Hause gehen und es der Mutter sagen, damit sie weiß, was sie zu tun hat!‘

Später sitzen wir in der behaglichen Wohnstube bei türkischem Kaffee, Fruchtschnaps und ‚Dulceata‘, dem süßen Eingemachten, das die schwäbischen Hausfrauen mit erstaunlichem Geschick

den rumänischen Erfinderinnen nachzukochen lernten. Und lebhaft fließt die Rede und die Gegenrede, an der auch die Frauen teilnehmen. Der alte Ritter hat viel zu fragen und noch mehr zu erzählen. Es ist die Ausdrucksweise eines gebildeten Mannes. Schon der Wortschatz ist größer als man ihn gemeinhin beim Bauern trifft. Ritter meint, am besten hätten es die Siedler doch wohl zur Türkenzeit gehabt. Es hätte zwar keine politischen Rechte gegeben, aber auch keine Pflichten, vor allem keinen Militärdienst. Und die türkische Ehrlichkeit sei rührend gewesen. Alles hätte man auf dem Felde stehen und liegen lassen können. Als er auf den ersten Hohenzoller zu sprechen kam, meinte er: 'Ja damals unter König Karl dem Ersten waren die deutschen Kolonisten noch angesehen. Da hatten alle Respekt vor ihnen.'

Ritter hat Jahrzehnte hindurch der Gemeinde Tariverde vorgestanden. Jetzt, da sie politisch mit Cogevalac verbunden ist, heißt man ihn den 'Großprimar', was so

viel wie 'Altbürgermeister' bedeuten soll. Spaßhaft beiläufig und doch so echt deutsch ist die Titelsucht dieser bäuerlichen Leute. Vom Primär, der doch nur ein gewöhnlicher Dorfschulze ist, wird nie anders als vom 'Herrn Primär' gesprochen, vom Lehrer nur als 'Herr Lehrer' und der Vorsteher des Kirchenrats heißt 'Herr Kurator'. Selbst wenn diese Würdenträger eben vom Felde kommen und nur mit Hemd, Hose, Hosenträgern und Strohhut bekleidet sind, ehrt man sie mit diesem Titel. Das hat selbstverständlich keinen Bezug auf Ritter, der über derlei kleine Eitelkeiten hinauswuchs. Er hat natürlichen Takt und um den Mund immer ein etwas ironisches Lächeln. Er ist ein wahrhaft Weiser, auch darin, daß er, dessen Einfluß weit über den eigenen Wohnbezirk hinausreicht, zur Eintracht, immer wieder zur Eintracht unter den Volksgenossen mahnt. Männer von der Art des alten Ritter sind dünn gesät.

*Aus dem Jahrbuch 1956 von Otto Klett*

Der BdV informiert

## Durch Wahrheit zum Miteinander

So lautet das Leitwort des BdV für das Jahr 2010.

Dieses Motto prägt auch die traditionelle Festveranstaltung zum

### Tag der Heimat 2010

am 11. September 2010

im Internationalen Congress Centrum in Berlin um 12.00 Uhr.

Wir freuen uns darüber, dass **Ministerpräsident Horst Seehofer** die **Festrede** halten wird.

Der Freistaat Bayern gehört zu den engagierten Fürsprechern der Vertriebenen. Die Sudetendeutschen sind der vierte Stamm Bayerns. Bayern hat aber auch nie die anderen Vertriebenen vergessen. Der Freistaat ist gemeinsam mit Baden-Württemberg, Hessen und Niedersachsen Patenland unserer gemeinnützigen Stiftung ZENTRUM GEGEN VERTREIBUNGEN und räumt dieser Thematik breiten Raum ein.

Am **5. August 2010** jährt sich der **60. Jahrestag** der Unterzeichnung und Verkündung der **Charta der deutschen Heimatvertriebenen**. Aus diesem Anlass wird es einen Festakt geben. Am 5. August 1950 wurde die Charta von den gewählten Vertretern der deutschen Heimatvertriebenen im Beisein einer unübersehbaren Menge von Heimatvertriebenen vor dem Neuen Schloss in Stuttgart verkündet. Dort soll im kommenden Jahr feierlich daran erinnert werden. Mit dem Verzicht auf Rache und Gewalt und dem Bekenntnis zu einem vereinigten Europa ist sie ein weitsichtiges Dokument des Friedens und der Versöhnung. Die deutschen Heimatvertriebenen haben darin allen Völkern und Volksgruppen die Hand zum Miteinander ausgestreckt und dabei kein Volk ausgegrenzt. Ihr Versprechen, sich mit ihrer ganzen Kraft am Wiederaufbau Deutschlands und Europas zu beteiligen, haben sie und ihre Nachkommen eingelöst.

## Noch eine Begegnung mit Giora Feidman



Als ich im Märzheft des Mitteilungsblattes über die denkwürdige Begegnung von Erika Lenz mit Giora Feidman las, hatte ich schon für sein angekündigtes Konzert am 20. März in Freiburg Karten gekauft. Vor Jahren hatten wir ihn in den „Osnabrücker Meisterkonzerten“ gehört und lieben seine Musik.

Dass er bessarabische Wurzeln hat, berührte mich, da auch mein Vater in Neu-Elft/Bessarabien als Sohn des Küsterlehrers Johannes Keck 1900 geboren wurde. Er ging in den zwanziger Jahren zum Medizinstudium nach Tübingen und war mit Otto Broneske befreundet. - So viele Gemeinsamkeiten in einem Artikel.

Ich rief Frau Lenz an und aus diesem ersten Gespräch hat sich eine E-Mail-Freundschaft entwickelt, die wir Anfang Juni in Osnabrück, wo wir 27 Jahre gelebt haben, mit einer persönlichen Begegnung vertiefen wollen.

Zu Giora Feidman's wunderbarem Konzert im Freiburger Konzerthaus habe ich natürlich das Mitteilungsblatt des bessarabiendeutschen Vereins vom März 2010 mitgenommen und ihm überreicht. Wir haben uns über Kischinew, die Heimat seines Vaters unterhalten.

Immer, wenn ich seine schöne CD – mit Widmung – anhöre, erinnere ich mich an diese eindrucksvolle Begegnung.

*Dr. Tilde Heiland, 9346 Endingen*

## Sucht mich, dann werdet ihr leben!

Diesen Satz finden wir im Alten Testament, im Buch des Propheten Amos. Amos wurde damit beauftragt, diesen Aufruf im Namen Gottes im Tempel hinauszurufen. Sein Auftraggeber ist kein anderer als der Gott Israels, der sein Volk liebt und immer da ist, der sein Volk aus der Gefangenschaft in Ägypten befreit und durch die Wüste geführt hat, der einen Vertrag mit seinem Volk geschlossen hat und unerschütterlich treu dazu steht, der immer wieder vergibt, einen Neuanfang ermöglicht, Versöhnung schenkt, der sich um sein Volk gekümmert und ihm immer wieder aufgeholfen hat, der seinem Volk zum Schutz des Einzelnen Regeln für das Zusammenleben geschenkt hat und der sich der Armen, der Entrechteten, Erniedrigten, Schwachen annimmt und sich auf ihre Seite stellt.

Für die Menschen damals war Gott eigentlich kein Unbekannter. Von Generation zu Generation wurden die Erfahrungen mit Gott weitergegeben. Da muss doch etwas gewaltig schief gelaufen sein, wenn Gott sie nun dazu aufruft, ihn zu suchen. Offensichtlich haben sie Gott aus den Augen verloren und es noch nicht einmal gemerkt. Da hat sich manches zwischen sie und Gott gedrängt, sie sind einander fremd geworden. Und Gott muss sie mit drastischen Worten darauf hinweisen.

Angenommen, auch ich beschließe, mich auf die Suche nach Gott zu machen. Wie soll ich mir das vorstellen? Den Vorgang des Suchens kenne ich aus meinem täglichen Leben. Ich suche den verlegten Schlüssel, nach einem interessanten Buch, nach Fotomotiven, nach einem passenden Geschenk, nach Erholung und Ruhe, usw. Der Begriff „Suche“ oder „suchen“ ist in einem Sprachlexikon so umschrieben: Sich mit hoher Aufmerksamkeit bemühen, etwas zu finden. Dies ist oft ein sinnlicher Vorgang, im Sinne von mit allen Sinnen Ausschau halten, einer Sache nachspüren. - Was passiert beim Suchen? Verändert sich dadurch etwas in mir und meiner Umwelt?

Nehmen wir einmal an, wir haben etwas verloren und suchen nun danach. In solch einer Situation stelle ich mir dann erst noch einmal vor, wie das aussieht, das ich suche. Manchmal hilft es, zu überlegen, wann und wo ich das Gesuchte zuletzt gesehen oder in der Hand hatte. Bei meiner Suche entdecke ich dann oft noch andere Dinge, die ich schon lange vermisste. Oder ich muss manches, das sich angesammelt hat, erst mal bei Seite räumen und mich von manchem auch verabschieden, Platz machen für Neues. Wenn die Suche sich in die Länge zieht, suche ich an den unmöglichsten Orten, mein Blick verändert und weitet sich. Es ist öfter notwendig, auf

Kleinigkeiten zu achten, an denen ich sonst achtlos vorbei gegangen bin. Für die Suche muss man sich Zeit nehmen, mit Geduld und Konzentration hinsehen, sich in Gedanken mit dem Gesuchten beschäftigen. Nicht zu schnell aufgeben. Manchmal erfüllt mich schon beim Suchen eine Vorfreude, die fast so schön ist wie das Finden selbst. In bestimmten Situationen überlege ich mir aber auch, ob es sich überhaupt lohnt zu suchen.

Mein Blick für die Dinge um mich herum verändert sich durch das gezielte Hinsehen. Es ist, als ob ich alles durch einen neuen Filter sehe. Mein Blick wird von festgefahrener Sichtweisen und Scheuklappen befreit. Das erlebe ich besonders, wenn ich auf der Suche nach Fotomotiven durch die Natur streife. Da entdecke ich Schönheiten und Kleinigkeiten, die sonst unbeachtet bleiben. Das Suchen prägt meine Wahrnehmung, mein Denken und Wünschen, mein Leben und Verhalten, noch bevor ich gefunden habe. Gleichzeitig stürzt mich die Tatsache, dass ich etwas suchen muss, in Unsicherheit. Unordnung macht sich breit. Manchmal sind gravierende Einschnitte und Verluste nötig, um zu erkennen, worauf es im Leben ankommt und worauf Verlass ist. Manchmal hilft nur noch Aufbruch und das Verlassen festgefahrener Spuren, um ein neues Finden, um Heilung zu ermöglichen.

Beim Ostereiersuchen in der Kindheit lief die Suche so, dass die Erwachsenen uns Kinder mit kleinen Hilfestellungen zum richtigen Fundort dirigierten. Die eingeschlagenen Richtungen wurden mit „kalt“, „warm“ und „heiß“ kommentiert. Solche Hilfestellungen gibt uns Gott auch an die Hand.

Das Beispiel des Volkes Israel zeigt, wie leicht es passieren kann, die falsche Richtung einzuschlagen, am Leben und an Gott vorbei zu leben. Gottes Volk verlässt sich auf die falschen Dinge, lebt nach falschen Regeln, die eines Gottesvolkes unwürdig sind. Aber Gott gibt Hilfestellung; er macht durch Amos klar, dass es bei ihm nichts zu kaufen gibt. Er will nicht durch Opfer und Spenden gnädig gestimmt und abgespeist werden. Gott lässt sich seinen Blick nicht durch Bestechung trüben. Er sieht genau hin. Faule Machenschaften deckt er auf. Kein Mensch kann und muss sich die Liebe Gottes verdienen. Gott liebt seine Menschen bedingungslos und kostenlos, er verschenkt seine Liebe großzügig und grenzenlos. Diese Botschaft zieht sich wie ein roter Faden durch die ganze Bibel. Gott wünscht sich eine tiefe innige Beziehung zu seinen Menschen. Er will lieben und geliebt werden. Das hat er unmissverständlich und eindeutig geäußert

durch das Leben und Sterben seines Sohnes Jesus Christus. Zu selbstverständlich ging man im Israel des 8. Jahrhunderts vor Christus von Gottes Anwesenheit aus. Beim Feiern und Opfern ging es eigentlich gar nicht mehr um Gott, sondern man feierte sich selbst und die erreichten Erfolge, den erwirtschafteten Profit.

Doch ein Zusammenleben, wie es zu Lebzeiten von Amos üblich war, entspricht nicht Gottes Liebes- und Lebenswillen. Es ist untragbar, dass Arme und Schwache, Alte und Kranke entrechtet und ausgebeutet werden, während die Oberen und Reichen pompöse Feste und Gottesdienste feiern. Es geht nicht an, dass nur der Reiche vor Gericht Recht erhält. Das passt nicht mit Gottes Liebeswillen zusammen. Der Nährboden für die positive Gestaltung des Zusammenlebens ist die Liebe Gottes. Sie findet Gestalt in den Zehn Geboten. Diese Lebensregeln Gottes bilden die Grundpfeiler für das menschliche Zusammenleben, denn es geht auch hier nicht darum, mit der Einhaltung der Gebote Gottes Wertschätzung zu verdienen. Nein, Gott will mit ihrer Hilfe Frieden und Wohlergehen für alle ermöglichen. Alle kümmern sich gegenseitig um einander, stützen einander, helfen einander auf. Keiner soll auf der Strecke bleiben oder unter die Räder kommen. Jeder ist Gott gleich wichtig. Der Wegweiser für unser Suchen nach Gott ist seine Liebe und seine Gerechtigkeit und Treue.

Gott suchen bedeutet in erster Linie, sein Geschenk, seine Liebe und Treue anzunehmen. Gott ist an einer innigen und dauerhaften Beziehung zu mir interessiert. Kann sich seine Liebe und Treue in mir entfalten, werden auch mein Denken, Fühlen und Verhalten davon geprägt und beeinflusst sein. Die Beziehung zu Gott, zu mir selbst und zu meinen Mitmenschen wird sich positiv entwickeln. Bei Gott finde ich Heimat und Geborgenheit. Von ihm weiß ich mich geliebt, so wie ich bin. Nichts und niemand kann mir seine Wertschätzung wegnehmen. Er schenkt mir Trost und Vertrauen in den Stürmen des Lebens. Auf ihn kann ich mich verlassen.

Gott ruft uns heute zu: Lasst euch von mir lieben! Gebt euch nicht mit weniger zufrieden! Vielleicht sind Sie ja auf der Suche nach Leben, Liebe und Halt, bekommen Sie Lust, sich selbst, Ihr Leben, Ihre Mitmenschen mit Gottes Augen zu sehen, neue Wege und Sichtweisen zu suchen. Ich möchte Ihnen Mut machen, Gott zu suchen und seine Einladung anzunehmen. Diese Suche lohnt sich auf jeden Fall!

*Pastorin Renate Mathern, geborene Kalisch,  
Zum Rosengarten 5a, 55595 Weinsheim*

## Keine „Ostdeutsche Kirchengeschichte“ mehr?

Der „Verein für ostdeutsche Kirchengeschichte“, dem auch der „Bessarabiendeutsche Verein“ angehört hat und in dessen Vorstand Dr. Cornelia Schlarb und Pastor i. R. Arnulf Baumann mitwirkten, hat sich aufgelöst. In einem Schreiben vom 30. April an die bisherigen Mitglieder nennt der letzte Vorsitzende, Prof. Dr. Peter Maser/Bad Kösen, die Gründe: Der 1961 gegründete Verein sollte seinerzeit die Abnahme des vom „Ostkirchen-Institut Münster“ herausgegebenen Jahrbuchs „Kirche im Osten“ gewährleisten. Nachdem dessen finanzielle Förderung durch die Deutsche Forschungsgemeinschaft schon vor Jahren eingestellt wurde, musste dieses Jahrbuch aufgegeben werden. Die seit 1999 erscheinenden „Beiträge zur ostdeutschen Kirchengeschichte“ - in denen auch Beiträge erschienen sind, die Bessarabien betreffen, vor allem aber Beiträge aus Tagungen, die jeweils einen Überblick über bestimmte Themen der Kirchengeschichte Ostmitteleuropas im 20. und 21. Jahrhundert bieten - waren ebenfalls auf finanzielle Unterstützung von verschiedenen Seiten angewiesen, die immer schwieriger zu bekommen war. Zudem schrumpfte die Mitgliederzahl aus Altersgründen immer mehr zusammen. Dies fasst er so zusammen: „Die Auflösung des Vereins für ostdeutsche Kirchengeschichte und die Einstellung der Beiträge zur ostdeutschen Kirchengeschichte scheint mir deshalb unausweichlich zu sein. Die Fortführung der ostdeutschen Kirchengeschichtsforschung wird unter gänzlich neuen Rahmenbedingungen nicht mehr von einem kleinen und zudem stark überalterten Verein zu leisten sein... Die Beschäftigung mit der ostdeutschen Kirchengeschichte wird weitergehen, auch wenn es den Verein nicht mehr gibt.“

Was ist unter „ostdeutscher Kirchengeschichte“ zu verstehen? Es geht um die kirchliche Entwicklung in den ehemals von Deutschen bewohnten Gebieten östlich der Oder-Neiße-Linie, in den Staaten Ostmitteleuropas, bis hin zur Ukraine und zur Russischen Föderation. Die dort einst wohnenden Deutschen leben heute nicht mehr oder wohnen jetzt in Deutschland. Die von ihnen gegründeten oder beeinflussten evangelischen Kirchen bestehen aber - wenn auch in stark dezimierter Form - zumeist weiter und fragen heute vermehrt nach ihren Wurzeln. Dadurch ist es - auch durch die von Prof. Maser organisierten Kirchengeschichtstagungen - schon zu einem erfreulichen Austausch gekommen. Angesichts der zunehmenden finanziellen Schwierigkeiten der Kirchen wird es immer schwerer, dies weiterzuführen, wie das Ende des Vereins zeigt. Es darf sich aber nicht nur um eine Aufgabe der noch mehr unter Finanzschwierigkeiten leidenden Nachfolgekirchen in früher von evangelischen Deutschen bewohnten Gebieten handeln. Das reiche evangelische kirchliche Leben in Ostmittel- und Osteuropa darf auch in Deutschland nicht vergessen werden. Man braucht nur einmal die Kurzbiografien der Liederdichter und -komponisten im Evangelischen Gesangbuch durchzusehen, um zu ahnen, welch reicher Segen in diesen Gebieten für das ganze evangelische Deutschland erwachsen ist. Es käme einer Selbstamputation gleich, wenn diese Quellen unseres Glaubens, zu denen auch das Glaubensleben in Bessarabien gehört, in Zukunft unbeachtet blieben. Der „Konvent der ehemaligen evangelischen Ostkirchen“, der Zusammenschluss aller evangelischen Hilfskomitees und verwandter Organisationen, zu denen auch der Bessarabiendeutsche Verein ge-

hört, hat sich in einer Erklärung zu diesen Fragen geäußert: „Die Beschäftigung mit der Geschichte der früheren Heimatgebiete und mit der Deutung dieser Geschichte droht mit dem Abtreten der Erlebnissgeneration abzulaufen. Andererseits ist bei den jetzigen Bewohnern eine allmähliches ‚Einwandern in die Geschichte‘ festzustellen. Daraus kann nach und nach bei den jetzigen und früheren Bewohnern und ihren Nachkommen eine größere Realitätsbezogenheit der Geschichtsdeutung, ja sogar eine ‚Erbengemeinschaft‘ entstehen. Es gilt, Zentren für die Erforschung der Geschichte Ostmitteleuropas zu fördern, auszubauen und miteinander zu vernetzen. Darüber hinaus gilt es, Orte des Gedenkens - wie z. B. die Stiftung ‚Flucht, Vertreibung, Versöhnung‘ der Bundesregierung - zu fördern und zu erhalten. Die Geschichte der Vertriebenen und ihrer Herkunftsgebiete muss in die Erinnerungskultur aller Deutschen einbezogen werden.“

In der gegenwärtigen Situation ist das eine sehr schwer zu verwirklichende Aufgabe. Das darf uns aber nicht davon abhalten, nach besten Kräften dafür einzutreten. Gerade auch wir aus Bessarabien haben ein Interesse daran, dass die Querverbindungen zur ursprünglichen Heimat in Deutschland und zu anderen Siedlungsgebieten im Osten bewusst bleiben.

*Arnulf Baumann*

### Monatspruch für Juni:

Gott spricht:  
Suchet mich, so werdet ihr leben.

*Amos 5, 4*

## KURZNACHRICHTEN

**Die evangelisch-lutherische St. Paulskirche in Odessa wurde wieder eingeweiht.** Sie war 1897 als Hauptkirche der deutschen Lutheraner in der Hafenstadt am Schwarzen Meer erbaut worden, dem Zentrum der Schwarzmeerdeutschen. Das 1976 völlig ausgebrannte Gebäude ist in den letzten Jahren mit deutscher staatlicher und kirchlicher Hilfe wieder ausgebaut worden und bietet außer dem Gottesdienstraum noch anderen Stellen Raum. Bundespräsident Köh-

ler nannte dies in einem Grußwort „eine Geschichte von Fantasie, Ideenreichtum und Ausdauer“.

*Nach epd/Ev. Zeitung Hannover; April 2010*

**Am 6. Januar 2010 wurde in der Warschauer Trinitatiskirche der neue Landesbischof der evangelisch-augsburgischen Kirche in Polen, Jerzy Samiec, in sein Amt eingeführt.** Bischöfe aus Polen, der Slowakei und Deutschland

wirkten dabei ebenso mit wie die Mitglieder des Synodalarats und des Konsistoriums. Bei der anschließenden Festveranstaltung mit 700 Gästen gratulierte der Präsident des Europäischen Parlaments, Jerzy Buzek, der selbst dieser Kirche angehört, mit den Worten: „Ihr habt einen wahren Seelsorger gewählt.“

*Nach Luth. Dienst Erlangen, 1/2010*

**Der Regionalbischof der evangelisch-augsburgischen Diözese Warschau,**

**Mieczyslaw Cieslar, verunglückte tödlich auf der Rückfahrt von der Trauerfeier für den für Staatspräsident Lech Kaczynski in Krakau.** Cieslar war seit 1996 im Amt; der Unfall ereignete sich in der Nähe von Lodz. Nachdem der amtierende Militärbischof der polnischen evangelischen Kirche, Pilch, bei der Flugzeugkatastrophe bei Katyn ums Leben gekommen war, ist dies das zweite schwere Unglück eines führenden Kirchenvertreters dieser Kirche.

*Nach KNA, Ev. Zeitung Hannover, April 2010*

**Am 3. Oktober 2009 konnte die evangelisch-lutherische deutschsprachige Gemeinde in Tallin/Estland (früher Reval), eigene angemietete Räume in Gebrauch nehmen.** 70 Jahre nach der Umsiedlung der Deutschbalten, 65 Jahre nach Flucht oder Verschleppung und 17 Jahre nach der Gründung der Gemeinde war das ein besonderes Ereignis, berichtet Pfarrer Matthias Burghardt. Die Miete für die Räume ist zunächst nur für zwei Jahre gesichert: „Wir hoffen, dass diese Räume das Gemeindeleben unserer Kirchengemeinde zusätzlich beleben und dieser Ort ein schöner Treff- und Anlaufpunkt im deutschsprachigen Leben unserer Stadt und daraus werden möge.“

*Nach Luth. Dienst Erlangen, 1/2010*

## BIBELLESE

### Woche des Ersten Sonntags nach Trinitatis

**Wochenspruch:** Christus spricht: Wer euch hört, der hört mich, und wer euch verachtet, der verachtet mich.  
Lukas 10, 16

**Lied:** Nun bitten wir den Heiligen Geist  
Evangelisches Gesangbuch 124

<b>6.6. Sonntag</b>	<b>1. Johannes 4,16b-21</b>
7.6. Montag	Apostelg. 4,8-21
8.6. Dienstag	2. Korinther 1,23-2,4
9.6. Mittwoch	Hesekiel 3,22-27
10.6. Donnerstag	Titus 1,1-9
11.6. Freitag	Jesaja 20,7-11
12.6. Samstag	Apostelg.20,6-12

### Woche des Zweiten Sonntags nach Trinitatis

**Wochenspruch:** Christus spricht: Kommt her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid; ich will euch erquicken.  
Matthäus 11, 28

**Lied:** Ich lobe dich von ganzer Seele  
Evangelisches Gesangbuch 250

<b>13.6. Sonntag</b>	<b>Epheser 2, 17-22</b>
14.6. Montag	Johannes 4,5-18
15.6. Dienstag	2. Korinther 7,2-7
16.6. Mittwoch	Mittwoch 1,40-45
17.6. Donnerstag	Prediger 4,17-5,6

18.6. Freitag	Johannes 6,37-46
19.6. Samstag	Lukas 7,36-50

### Woche des Dritten Sonntags nach Trinitatis

**Wochenspruch:** Des Menschen Sohn ist kommen, zu suchen und selig zu machen, was verloren ist.  
Lukas 19, 10

<b>20.6. Sonntag</b>	<b>1. Timotheus 1,12-17</b>
21.6. Montag	Jesaja 43,22-25
22.6. Dienstag	Richter 10,6-16
23.6. Mittwoch	Micha 7,7-9.18-20
24.6. Johannis	Johannes 1,6-15
25.6. Freitag	Apostelg. 13,15-25
26.6. Samstag	Johannes 5,31-38

### Woche des Vierten Sonntags nach Trinitatis

**Wochenspruch:** Einer trage des andern Last, so werdet ihr das Gesetz Christi erfüllen.  
Galater 6, 2

**Lied:** Komm in unsre stolze Welt  
Evangelisches Gesangbuch 428

<b>27.6. Sonntag</b>	<b>Römer 14, 10-13</b>
28.6. Montag	Sprüche 14, 21-34
29.6. Dienstag	2. Korinther 2,5-11
30.6. Mittwoch	1. Samuel 24,2-20
1.6. Donnerstag	2. Timotheus 2,14-19
2.6. Freitag	Philipper 2,1-5
3.6. Samstag	Hiob 28,12-15.20-28

## Objekte zu Flucht, Vertreibung, Lagerleben und Integration gesucht

Vor inzwischen mehr als 60 Jahren mussten über 12 Millionen Deutsche in Folge des Zweiten Weltkriegs ihre Heimat im östlichen Europa verlassen und sich auf einen entbehrungs- und verlustreichen Weg nach Westen machen, bei dem viele nicht nur ihre Heimat, ihren Besitz und ihre sozialen Bindungen, sondern sogar ihr Leben verloren.

Diejenigen, die ankamen, mussten sich in eine fremde Umgebung einfinden und sich dort mühsam eine neue Existenz aufbauen.

Für viele Heimatvertriebene war die erste Anlaufstation im Westen das nordbayerische Hof, wo sich im Stadtteil Moschendorf eines der größten Grenzdurchgangslager für Kriegsheimkehrer, Heimatvertriebene und SBZ-Flüchtlinge befand. Über 2,5 Millionen Menschen erhielten hier bis zur Schließung des Lagers im Jahr 1957 erste Unterkunft, Verpflegung und medizinische Versorgung. Die meisten von ihnen zogen nach nur kurzer Aufent-

haltsdauer weiter und wurden auf die drei westlichen Besatzungszonen verteilt. Eine nicht unbedeutende Anzahl Heimatvertriebener blieb jedoch und ließ sich dauerhaft im heutigen Landkreis Hof nieder. Diese historische Tatsache nimmt die Stadt Hof zum Anlass, sein Museum Bayerisches Vogtland um eine Abteilung zum Thema Flucht, Vertreibung, Ankunft und Integration in Hof zu erweitern, um dieses noch immer im Bewusstsein der Öffentlichkeit wenig präsente Kapitel der deutschen Geschichte nicht in Vergessenheit geraten zu lassen.

Zu diesem Zweck werden noch Objekte, Fotografien, schriftliche Dokumente und Erlebnisberichte gesucht, die Zeugnis ablegen können von den individuellen Schicksalen der Heimatvertriebenen und ihren persönlichen Erlebnissen während Flucht und Vertreibung, vom Leben im Lager und vom Prozess der Integration in der Hofer Region. Doch auch Erinnerungsstücke an die alte Heimat, seien sie nun industriell gefertigt oder selbst ge-

macht, könnten in diesem Zusammenhang interessante Exponate abgeben.

Besonders fehlt es dem Museum noch an Überresten aus dem Lager Moschendorf, welche die dortigen Lebensumstände der Heimatvertriebenen und Flüchtlinge, aber auch die Organisation des Lagers dokumentieren.

Wer das Museum Bayerisches Vogtland bei diesem Ausstellungsvorhaben unterstützen möchte und thematisch passende Gegenstände als Leihgabe oder Schenkung abzugeben hat, sei hiermit herzlich dazu aufgefordert, sich mit der wissenschaftlichen Projektleiterin Frau Stefanie Menke M.A. in Verbindung zu setzen.

### Museum Bayerisches Vogtland

**Unteres Tor 5a/b**

**95028 Hof/Saale**

**Tel.: 09281/839050**

**Fax: 09281/815609**

**stefanie.menke@stadt-hof.de**

**www.museum-hof.de**

# Wahrheiten über Katyn und den »Guten Krieg«

Von Patrick J. Buchanan

Die Enthauptung der polnischen Regierung, einschließlich von Präsident Kaczynski und der militärischen Führung, auf diesem Flug nach Smolensk zum Gedenken an das Massaker von Katyn erinnert an die schrecklichen und tragischen Tage dessen, was viele immer noch den Guten Krieg nennen.

Nach russischen Berichten hat der polnische Pilot vier Anweisungen der Flugsicherung beiseite gewischt, er solle nach Moskau oder Minsk ausweichen. Der Flugplatz in Smolensk lag in dichtem Nebel. Es gibt Spekulationen, dass Kaczynski, voller Nationalismus und Misstrauen gegen die Russen, dem Piloten starrsinnig die Landung befohlen haben könnte, um nur nicht das Gedenken zum 70. Jahrestag von Katyn verschieben zu müssen.

Die Symbolik ist unentrinnbar. Denn es war polnischer Starrsinn gegenüber Adolf Hitlers Verlangen, über die Rückkehr von Danzig zu verhandeln, eine deutsche Stadt, die nach dem Ersten Weltkrieg polnischer Kontrolle unterstellt wurde, die letztlich den Hitler-Stalin-Pakt hervorbrachte, der nach Katyn führte.

Nachdem der deutsche Einmarsch am 1. September 1939 den Krieg entzündet hatte, griff Joseph Stalin Polen am 17. September von Osten her an und nahm dabei viele polnische Offiziere gefangen. Im April 1940 ermordete die sowjetische Geheimpolizei, der NKWD, nahezu die gesamte Führung der Nation, darunter 8000 Offiziere und fast doppelt so viele Intellektuelle und nichtmilitärische Führungskräfte. Etwa 4000 wurden mit hinter ihrem Rücken gefesselten Händen im Wald von Katyn erschossen.

Die Deutschen exhumierten die Toten 1943 und luden das Rote Kreuz zur Untersuchung vor Ort ein. Durch Zeitungen bei den Leichen wurde als Zeitpunkt der Grausamkeit ein Termin mehr als ein Jahr vor der deutschen Invasion der deutschen Armee in die Sowjetunion festgestellt.

Als polnische Patrioten, deren Söhne in der Schlacht um Großbritannien mit der Royal Air Force geflogen waren, an Winston Churchill herantraten, er möge von Stalin Antworten über die Grausamkeit bekommen, wies er sie brüsk ab.

„Es hat keinen Sinn, um die drei Jahre alten Gräber von Smolensk herumzuschleichen“, sagte der Große Mann. Auf Stalins Verlangen hin drängte Churchill die Polen rüde, die sowjetische Annexion aller polnischen Gebiete hinzunehmen, die Stalin als Lohn für die Unterschrift unter den Pakt mit Hitler bekommen hatte. In den Nürnberger Prozessen warf die sow-

jetische Delegation den Deutschen das Massaker vor, an ihrer Spitze stand Andrej Wischinskij, der Staatsanwalt, der in den Schauprozessen für Stalin die Drecksarbeit erledigte.

Für Amerikaner und Briten, die die Wahrheit kannten, war das ein Problem. Sie entzogen sich der Sache schlau, indem sie den Vorwurf ohne Entscheidung ließen.

Vor, während und nach den Nürnberger Prozessen, die die Nazis wegen „Verbrechen gegen die Menschlichkeit“ für schuldig befinden sollten, wurde eines der größten Verbrechen gegen die Menschlichkeit aller Zeiten verübt. 15 Millionen Deutsche – alte Männer, Frauen und Kinder – wurden wie Vieh aus ihrer angestammten Heimat in Preußen, Pommern, Brandenburg, Schlesien und dem Sudentenland vertrieben.

Wie der Menschenrechts-Verfechter Alfred de Zayas in seinem mutigen Buch „Nemesis in Potsdam: Die Vertreibung der Deutschen aus dem Osten“ schrieb, sind vielleicht zwei Millionen bei dem Exodus ums Leben gekommen. Nur wenige deutsche Frauen in Osteuropa entgingen der Vergewaltigung.

Die Alliierten stellten sich gegenüber der monströsen Grausamkeit blind und uralte Namen verschwanden. Aus Memel wurde Klaipeda, Preußen verschwand von der Landkarte, Königsberg, die Stadt Immanuel Kants, wurde Kaliningrad, Danzig Gdansk und Breslau Wroclaw.

„Die Deutschen haben es verdient, nachdem, was sie getan hatten“, kommt der scharfe Einwand. Unbestreitbar waren die Nazi-Greuel zahlreich und grauenhaft – gegen Polen, Ukrainer, Russen, Juden. Und doch waren es unschuldige Deutsche, die den Preis für die Verbrechen schuldiger Deutsche zahlten.

Was in Ost- und Mitteleuropa zwischen 1939 und 1948 geschah, erbrachte den Wahrheitsbeweis, wenn es dessen noch bedurfte, für W. H. Audens Einsicht in seinem Gedicht „1. September 1939“: „Die, denen Unrecht angetan wurde, verüben darum ihrerseits Unrecht.“

Bei Kriegsende billigten Churchill und Harry Truman die Reparierung von zwei Millionen sowjetischer Kriegsgefangener, von denen doch keiner zurückkehren wollte. Denn Rückkehr nach Russland, das bedeutete den Tod am Endbahnhof oder ein kurzes, grausames Leben im Archipel Gulag. „Operation Keelhaul“ war der Name, den die Alliierten dem Zusammenwirken mit der Roten Armee gaben, als sie diese von Todesangst erfüllten Kriegsgefangenen in die Hände

eben der sowjetischen Schlächter auslieferten, die das Morden bei Katyn veranstaltet hatten.

Am 3. September 1939 erklärten Großbritannien und Frankreich Deutschland den Krieg, um die territoriale Integrität und die Unabhängigkeit Polens wiederherzustellen. Für dieses große Ziel machten sie aus einem deutsch-polnischen Zusammenprall, der drei Wochen dauerte – einen Weltkrieg von sechs Jahren. Wurde Polen dadurch gerettet? Nein. Es wurde gekreuzigt.

Als Folge eines Krieges, der eigentlich in ihrem Interesse begonnen wurde, kamen Millionen Polen – Juden ebenso wie Katholiken – ums Leben, das Massaker von Katyn wurde verübt, die Heimatarmee wurde vernichtet und die Nation litt unter fünf Jahren Naziherrschaft und fast einem halben Jahrhundert der kommunistischen Verfolgung.

Die heutige Tragödie ist, dass es Männer der Nachkriegsgeneration wie Lech Kaczynski waren, die den Glauben ihrer Väter bewahrten und Polen aus der Finsternis in das Sonnenlicht der Freiheit führten, die nun gestorben sind, als sie ihren Vätern die Ehre erweisen wollten, die Opfer eines der größten Verbrechen in diesem bisher blutigsten Jahrhundert der Geschichte geworden waren.

---

*Der Autor ist US-amerikanischer Politiker, Journalist und Fernsehkommentator. Buchanan kandidierte mehrfach für das Amt des US-Präsidenten, zuletzt im Jahre 2000 für die Reform Party. Ursprünglich war er Republikaner, innerhalb der er 1992 und 1996 in Vorwahlen die Präsidentschaftskandidatur anstrebte.*

*Dieser Artikel erschien am 13. April 2010 unter dem Titel „Katyn and »The Good War«“ in zahlreichen US-amerikanischen Zeitungen. Die Bezeichnung „The Good War“ für den Zweiten Weltkrieg basiert auf einer mit dem Pulitzer-Preis ausgezeichneten „Oral History“-Dokumentation des Historikers Studs Terkel aus dem Jahre 1984, die unter diesem Titel erschienen ist. Das im Artikel erwähnte Buch von Alfred-M. de Zayas trägt in der deutschen Fassung den Titel „Die Nemesis von Potsdam – Die Anglo-Amerikaner und die Vertreibung der Deutschen“, 14. Auflage, München 2005. Wie immer bei Gastbeiträgen müssen die geäußerten Ansichten nicht in jedem Falle mit denen von Redaktion und Herausgeber übereinstimmen. Übersetzung von Konrad Badenheuer.*

*Veröffentlicht am 1.5.2010*

## Vertreibung von 407.000 Kareliern

Am 30.11.1939 überfielen sowjetische Truppen Finnland. Die Sowjets betrachteten Finnland wie die baltischen Staaten als ihren Interessenbereich, wie es im geheimen Zusatzprotokoll des Hitler-Stalin-Paktes vom August 1939 fixiert worden war. Nach dem Ende des so genannten Winterkrieges im März 1940 fielen große Teile im Osten, darunter Finnisch-Karelien, und im Norden Finnlands an die UdSSR. Bereits mit Ausbruch des Krieges hatten Evakuierungen begonnen. Insgesamt

wurden etwa 420.000 Menschen aus den umkämpften Gebieten in die westlicheren Landesteile evakuiert, davon 407.000 Karelier. Die Mehrheit von ihnen kehrte zurück, als die finnische Armee 1941 die verlorenen Gebiete zurückerobern konnte. Ein Großangriff der Roten Armee im Sommer 1944 leitete den Rückzug der finnischen Armee aus den wiedereroberten Gebieten ein. Die Menschen verloren erneut ihre Heimat. Finnland schloss mit der Sowjetunion einen Waf-

fenstillstand. Am 10.2.1947 unterzeichnete Finnland den Pariser Friedensvertrag, in dem der Grenzverlauf zwischen Finnland und der Sowjetunion bestätigt wurde. Annähernd die gesamte finnisch-karelische Bevölkerung hatte ihre Heimat verloren. Ansiedlung und Entschädigung der so genannten „Umsiedlerkarelier“ stellten die finnische Gesellschaft vor eine große Herausforderung, die jedoch in kurzer Zeit gemeistert wurde.

*Pressedienst des BdV*

## Das „Gottesgericht“

Inmitten stattlicher Bauernhöfe erhob sich der massive Bau einer in romanischem Baustil errichteten alten Dorfkirche mit ihren dicken Mauern, ihren mächtigen Stützpfählen und einem viereckigen, aus großen Quadersteinen erbauten Turm. Die Turmspitze zierte ein Wetterhahn, dessen Drehungen in der Halterung ein weithin hörbares Gekrächze verursachten. Aus welcher Richtung auch immer man sich dem Dorfe näherte, stets hatte man die langgezogene Spitze des Turmes im Blick. Sie ragte wie ein erhobener Zeigefinger in den Himmel. Man hätte meinen können, sie wolle die Bauern ermahnen, ihren Blick nicht nur auf die guten fruchttragenden Äcker zu richten, sondern auch in die Höhe zu dem, in dessen Händen Wachsen und Gedeihen liegt.

Gegenüber der Kirche lag einer der größten Bauernhöfe des Dorfes. Er gehörte dem „Kirchhofbauer“. Anhand von Urkunden und schriftlichen Aufzeichnungen ließ sich die Geschichte des Hofes bis zum 30-jährigen Krieg zurückverfolgen. Er wurde durch viele Generationen immer vom Vater auf den ältesten Sohn vererbt und durch Landzukauf vergrößert, so dass er im Laufe der Zeit zu einem ansehnlichen Besitz geworden war. Der Hof hatte, wie die Chronik zu berichten wusste, viel unter den Wirren des 30-jährigen Krieges zu leiden. Der damalige Besitzer musste sich mit seiner Familie, wie die anderen Dorfbewohner auch, in Höhlen und Erdlöchern der Umgebung verstecken, um von den durchziehenden Söldnern nicht misshandelt zu werden. Bei ihrer Rückkehr standen viele, so auch der Kirchhofbauer, vor dem Nichts. Die Gebäude waren zu einem großen Teil durch Brände zerstört, das Vieh entführt und die Lebensmittelvorräte geplündert. Von Grund auf mussten die Anwesen wieder aufgebaut werden.

Schon immer waren die Familien der Kirchhofbauern von tiefer Frömmigkeit.

Die zerlesene Familienbibel hatte ihren festen Platz auf einem Regal über dem Esstisch. Es war zur Tradition geworden, dass der Arbeitstag mit einer Bibellesung begonnen und vollendet wurde. Diesem Brauch hatte sich auch das Gesinde zu unterziehen. Diese Frömmigkeit trug dem jeweiligen Besitzer des Hofes in der Umgebung den Beinamen „Kirchenvater“ ein. Die Familie fühlte sich der Dorfkirche verbunden, so dass der Ortspfarrer, wenn es um Spenden und Opfer ging, beim Kirchhofbauer stets ein offenes Ohr fand. Mit den gespendeten Geldern konnte manche Lücke im Haushalt der Kirchengemeinde geschlossen werden. Darum hatte sich im Laufe von Generationen die Tatsache ergeben, dass der Kirchhofbauer und seine Bäuerin ihre festen Plätze in der ersten Kirchenbank unter der Kanzel hatten, die von keinem einheimischen Kirchenbesucher belegt wurden. Man respektierte dieses Vorrecht. Hatten einmal Fremde die Plätze belegt, wurden sie von dem Bauern höflich, aber bestimmt gebeten, die Plätze zu räumen, was bei den Kirchenbesuchern oft allgemeines Schmunzeln hervorrief. Auch das hatte sich in der Umgebung herumgesprochen. Dies alles änderte sich, als der Sohn Fritz mit 28 Jahren den Hof übernehmen musste, weil sein Vater beim Einbringen der Ernte tödlich verunglückte. Er erstickte unter einem umgekippten Erntewagen. Fritz war kaum zehn Jahre alt, als der 1. Weltkrieg ausbrach. Sein Vater war Soldat geworden. Seine Mutter bewirtschaftete den Hof mit französischen Kriegsgefangenen so gut es ging. Fritz erlebte die harten Nachkriegsjahre, die Inflation, den beginnenden Aufbau der deutschen Wirtschaft, die folgenschweren Auswirkungen der Kursstürze an der New Yorker Börse am „Schwarzen Freitag“ auf den deutschen Wiederaufbau, er lernte im Verwandtenkreise das harte Los der Arbeitslosigkeit kennen und wuchs in eine Zeit

hinein, in der mit großtrabender Propaganda der Aufbruch in eine neue Ära der deutschen Geschichte gepriesen wurde, in der nationale Gefühle geweckt wurden und in der man von einem Großdeutschland sprach, das von der Maas bis an die Memel und von der Etsch bis an den Belt reiche, in der von „Blut und Boden“ und vom „Lebensraum des deutschen Volkes“ im Osten die Rede war. Fritz begeisterte sich, wie Millionen auch, für diese Ideen. Er wollte den Anschluss an die neue Zeit nicht verlieren. Er ahnte nicht, auf welchen schicksalhaften Weg er sich damit begab. Er wurde ein Verfechter der neuen Ideen und der neuen Wirtschaftsformen, was ihm mehrere örtliche Parteiämter einbrachte. Doch dabei blieb es nicht. Aufgrund seiner Begeisterung dauerte es nicht lange, bis ihm schon nach kurzer Zeit überörtliche, verantwortungsvolle Aufgaben übertragen wurden. Dies brachte es mit sich, dass er seine Einstellung zur Kirche ändern musste. Man hätte es höheren Ortes nicht gerne gesehen, wenn der Parteifreund auf der Kirchenbank gesessen hätte, anstatt sich um die politische Schulung der Volksgenossen zu kümmern. Die Stammpätze der Familie in der Kirche blieben leer. Als der Ortspfarrer in einer Sonntagspredigt die Mitglieder der Partei als „Wölfe in Schafskleidern“ bezeichnete, was nicht ohne Folgen für ihn blieb, musste Fritz auf Drängen seiner Vorgesetzten aus der Kirche austreten. Er war in den teuflischen Ideen so verstrickt, dass es auch für ihn und seine Familie nicht ohne Folgen geblieben wäre, hätte er sich den Anordnungen widersetzt. Mit seinem Austritt zerriss die durch Generationen gewachsene gute Beziehung der Familie zu ihrer Kirche. Das Unheil nahm seinen Lauf.

Seine Parteiverpflichtungen hielten den Bauern manchmal wochenlang von seinem Hofe fern. Seine Frau, die er als hübsche Arbeitsdienstführerin kurz vor der

Übernahme des Hofes geheiratet hatte, versuchte zusammen mit der Altbäuerin den Betrieb aufrecht zu erhalten. Immer öfter lud der Bauer Gesellschaften auf seinen Hof ein, was oftmals zu Gelagen ausartete. Ganze Familien von höheren Parteigenossen verbrachten kostenlosen Urlaub auf dem Bauernhof. Der Jungbäuerin war dies alles zuwider, sie konnte sich aber gegen den Willen ihres Mannes nicht durchsetzen. Das diene seiner Karriere, argumentierte er.

Der „Blitzkrieg“ in Polen ist siegreich beendet worden, auch die Verstöße der Deutschen Wehrmacht im Westen und Norden waren innerhalb weniger Wochen beendet. Die männlichen Arbeiter des Hofes waren zu einem großen Teil zur Wehrmacht eingezogen worden, die Frauen in dem nahegelegenen Rüstungsbetrieb dienstverpflichtet. Ihre Plätze nah-

men polnische Kriegsgefangene und deportierte Frauen ein. Nur mit Hilfe der Nachbarn konnten sich oftmals die Besitzerinnen des Hofes gegen das feindliche Verhalten der fremden Arbeitskräfte durchsetzen. Der Überfall auf die UdSSR leitete den völligen Untergang des Deutschen Reiches ein. Der Bauer wurde auf Grund seiner Beziehungen in den letzten Kriegsmonaten Kommandant eines Lagers mit russischen Kriegsgefangenen. Dies rettete ihn vor dem Einsatz als Soldat an der Ostfront, brachte ihm aber nach der Kapitulation Deutschlands eine Anklage wegen angeblicher Misshandlung von Kriegsgefangenen ein. Er wurde interniert und später von einem alliierten Militärgericht zu langjähriger Haftstrafe verurteilt und als Häftling in das Lager eingewiesen, in dem er vorher Kommandant war. Der Hof ging wenige Tage vor

der Kapitulation in Flammen auf. Nur ein kleiner Teil des Wohnhauses konnte gerettet werden. Die Brandursache blieb im Dunkeln, nur soviel wurde bekannt, dass seit dem Ausbruch des Brandes ein Zwangsarbeiter, der seit längerer Zeit auf dem Hof beschäftigt war, vermisst wurde. Der verbliebene Besitz wurde mit der Verurteilung des Bauern beschlagnahmt. Die Jungbäuerin kehrte auf den elterlichen Hof zurück. Von der Nachricht über den Tod ihres Mannes war sie nicht überrascht. Sie kannte ihn, er war zu stolz, um diese Schmach zu ertragen. Die Altbäuerin erlebte dies nicht mehr, sie war aus Gram darüber inzwischen verstorben. Die Stammplätze des Kirchhofbauern in der ersten Bankreihe unter der Kanzel blieben leer. Die Dorfbewohner sprachen von einem „Gottesgericht“.

*Albert Rüb*

## Die Aufnahmeprüfung

Der Schuleintritt bedeutet für jeden jungen Menschen das Ende seiner Kindheit. Er ist ein zeitlicher Einschnitt, der das Kind jenseits der Familie während seiner Schuljahre mit ernsthaften Forderungen, Pflichten und Gesetzen konfrontiert.

Da machte ich keine Ausnahme. Die Erinnerungen an meine Schulzeit sind ein sentimentales Gemisch von unauslöschlichen Eindrücken über eine durch äußere Umstände verursachten verlorenen Grundschulzeit und einer Vielfalt kreisender Gedanken um erfüllte Jugendjahre während meines Besuches der Wernerschule.

Es begann damit, dass Spiele mit „Knochaross“ (Knochahutscha) „Roifa“ u.a. fast einem Tag auf den andern in den Hintergrund traten. Nach meiner Erinnerung ließ das Lernen des Lesens und des Schreibens alles andere bedeutungslos erscheinen, weil ich den Ehrgeiz hatte, mir als Nesthäkchen das anzueignen, worin mir meine „großen“ Geschwister überlegen waren.

Meine Erinnerung geht jedoch nicht so weit zurück, viele Jahre liegen dazwischen, dass ich mich besinnen könnte, nach welcher Methode ich das Lesen und Schreiben gelernt habe. Ich weiß nur, dass mir der „alte Wagner“ diese Fertigkeiten beigebracht hat. Ich kann mich nicht erinnern, etwas mehr als Lesen und Schreiben und die vier Rechnungsarten in den ersten beiden Grundschuljahren bei ihm gelernt zu haben. Er war ein begnadeter Pädagoge in russischen Zeiten, hatte aber große Schwierigkeiten mit der rumänischen Sprache nach dem Anschluss Bessarabiens an Rumänien.

Meine früheste deutliche Erinnerung geht auf den Tag zurück, an dem ein bedeutend jüngerer deutscher Staats- und Küsterleh-

rer auf die Stelle der einklassigen Dorfschule folgte und plötzlich Anforderungen an uns stellte, die bislang nicht üblich waren. Wir Schüler merkten bald, dass es selbst in der Grundschule neben Lesen und Schreiben noch andere Sachgebiete gibt, die für das spätere Leben von Wichtigkeit sind. Doch diese währte nicht lange. Lehrer B. erkrankte, fehlte oft und lange, nur rumänisch sprechende Staatslehrer kamen als Stellvertreter und versuchten, uns die Staatssprache mit unsanften Methoden einzubläuen. Unser Wissensstand wurde dadurch nicht wesentlich gefördert.

Es klang für mich wie eine Erlösung, als mir meine Familie, in der der Vater fehlte, weil er vier Monate nach meiner Geburt verstorben war, eines Tages kundtat, dass ich auf Grund der Beobachtungen des Mannes meiner Tante nicht zum Bauern taugte. Um meiner Veranlagung entgegenzukommen, schlage er vor, mich den Beruf des Küsterlehrers ergreifen zu lassen.

Er habe die Wernerschule in all ihren Phasen durchlaufen und könne sie empfehlen. Weil der Hof die damit verbundenen Kosten aufbringen konnte, wurde ich auf Empfehlung meines Onkels zum Schulbeginn im Herbst 1931 an der Wernerschule angemeldet. (Jährlich rund 20000 Lei = Wert 1 Desj. Ackerland).

Um die Aufnahmeprüfung zu bestehen, schloss Privatunterricht des eingestellten Küsters die Lücken im Fach Deutsch, die das Fehlen des Lehrers B. durch seine Krankheit hinterlassen hatte.

Dann war es so weit. Am Prüfungstag wurde in aller Frühe mit dem Fuhrwerk aufgebrochen, um ja rechtzeitig in Sarata zu sein. Weil das Bestehen der Prüfung

vorausgesetzt wurde, wurde das Bettgestell quer über den Trogwagen geladen und zusammen mit Bettzeug, Wäsche und Kleidung, die nicht mehr auf Wachstum berechnet war, im Wagen verstaut und mitgenommen. Mit den Quartiersleuten war schon vorher die Höhe des Kostgeldes vereinbart worden. Hier konnte auch das Fuhrwerk bis zur Erledigung der Prüfungsformalitäten abgestellt werden.

An der Hand meines Bruders betrat ich voller Hochachtung das Schulgelände. Die neue Umgebung flößte mir Respekt ein. Auf dem Schulhof wimmelte es von Angemeldeten mit ihren Eltern. Etwa 50 Prüflinge hatten sich eingefunden. Wir wurden aufgefordert, uns im großen Saal (Aula) zum Diktat zu versammeln.

Wir hatten unsere Plätze in bereitgestellten Schulbänken einzunehmen. Aller Augen waren in Erwartung des Kommenden auf den Eingang des Saales gerichtet. Mit ernster Miene erschien ein älterer Herr, stellte sich als Professor Fiechtner vor, erläuterte den Ablauf und begann mit dem Diktieren. Es waren Sätze darunter, die uns aufhorchen ließen: z.B. „Steter Tropfen höhlt den Stein“ und „Wenn es heute Häute regnet, wird das Leder billig“ u.Ä. Professor Fiechtners Augenaufschlag genügte, um Hilfesuchende von ihrem Blick nach rechts oder links abzuhalten.

*Ich weiß nicht, ob jemand diese Sätze richtig geschrieben.*

*Sie sind mir aber im Gedächtnis haften geblieben.*

*Und als ich selber diktieren musste, verließ kein Schüler die Klasse, der nicht die richtige Schreibweise wusste.*



Nach einer kurzen Pause folgte dem Diktat die Prüfung in den vier Rechnungsarten. Damit war das Verfahren beendet. Am Nachmittag wurde mit einem Anschlag das Ergebnis mitgeteilt. Von den Angemeldeten hatten 43 Prüflinge bestanden. Sie bildeten die erste Klasse. Ich war darunter. Professor Fiechtner wurde für acht Jahre mein Lehrer im Fach Geschichte. Er wurde während dieser Zeit von allen Schülern nicht anders als „der alte Fiechtner“ genannt.

An den Unterricht in der Unterstufe der Wernerschule habe ich heute nur noch dunkle Erinnerungen. Von einer ernsthaften Schülerzeit kann ich erst aus der Zeit meiner Schuljahre ab der 5. Klasse sprechen. Diese Jahre wurden mir in jeder Hinsicht zu den schönsten und glücklichsten meiner Schulzeit. Professor Fiechtner begleitete mich mit seinem Geschichtsunterricht durch diese Zeit. Er übte seine Lehrtätigkeit gewissenhaft und mit bedeutsamer Bestimmtheit aus. Man hatte den Eindruck, dass er nie unvorbereitet vor die Klasse trat. Seine geistige Spontaneität ließ während des Unterrichts keine Langeweile aufkommen. Es war ratlos, während der Geschichtsstunde hellwach zu sein und den Professor nicht aus den Augen zu lassen, denn sein „Papperlapapp, mir geht ein Lichtlein auf! XY fahre fort!“ konnte den Abwesenden beim Träumen ertappen. Eine scharfzüngige Bemerkung war dem Betreffenden sicher.

Seine Methode im Geschichtsunterricht erschien am Anfang pedantisch und gewöhnungsbedürftig. Doch mit der Zeit wurde erkannt, dass Professor Fr. Fiechtner ein inneres Verhältnis zur Geschichte hatte und mit Feuereifer versuchte, die Schüler ebenfalls dazu zu bringen.

Seine Methode der Darbietung bestand darin, umwälzende geschichtliche Ereignisse an Jahreszahlen festzumachen, die von den Schülern in das „Chronologieheft“ eingetragen und eingepägt werden mussten, um jederzeit gegenwärtig und abrufbereit zu sein. Innerhalb dieser Zeiträume ließ er die weiteren geschichtlichen Ereignisse nach Ursache und Wirkung folgen. Ich erinnere mich an die ersten beiden Zahlen im „Chronologieheft“:

**9 n.Chr.:** Schlacht im Teutoburger Wald – Beginn der Befreiung der Germanen von der Römerherrschaft

**375 n.Chr.:** Der Einfall der Hunnen löste die Völkerwanderung aus

Professor Fiechtner bewegte sich damit auf der Grundlage der Lehrmethode seiner Zeit („Bes.U-Lehre“ v.C. Vogelhuber: „Wiederbelebung der Vergangenheit durch Hervorhebung denkwürdiger Tage und Zeiten“). Die Führung des „Chronologieheftchens“, anfangs als kleinlich und zusammenhangslos angesehen, zeigte bald, dass die festgehaltenen Geschichtszahlen der Überschaubarkeit dienten und den Sinn für das Nacheinander förderten.

Ich wurde nach neun Jahren Kriegsdienst und Gefangenschaft im Herbst 1949 in den württembergischen Schuldienst übernommen. Professor Fiechtners Methode wurde vorerst mit Änderungen die Grundlage meines Geschichtsunterrichts. Sie bildete auch den Leitgedanken meiner 22 Schreibmaschinenseiten umfassenden „Jahresarbeit 1950“ mit dem Thema: „Mein Geschichtsunterricht in der Oberklasse“ (der Volksschule). Diese Ausarbeitung hatte ich dem „Bezirksschulamt“ (heute Staatl.Schulamt) vorzulegen. Der bewertende Schulrat meinte dazu anlässlich eines Schulbesuches: „Der Mann wusste, was er wollte!“

*I möchte noch oii Mol moi  
Tschamadannle packa  
Und mi uf dr Weg nach Sarata macha,  
schnurstracks end alt Wernerschul noi,  
dann i möchte noch oimol en  
Wernerschüler soi.*

*Do gäbs so manches zu berichta,  
en Roim zu fassa ond zemazdichta.  
Doch es war amol ond isch endgültig vorbei,  
denn i kann heit halt koi Wernerschüler  
mehr sei!*

Albert Rüb

(Siehe auch Albert Rüb „Vom Übertritt in die Wernerschule“, Heimatkalender 1993, Seite 159)



## Nachruf für Emil Nagel

Emil Nagel wurde am 5. August 1920 in Emmental/Bessarabien als jüngstes von neun Kindern geboren. Zwei weitere Geschwister waren im Säuglingsalter gestorben. Seine Kindheit verbrachte er in der Obhut seiner katholischen Eltern, Wendelin Nagel und Elisabeth geb. Dillmann. Von 1927 bis 1929 besuchte er die rumänische Volksschule in Emmental und von 1929 bis 1933 die Knabenschule in Krasna, weil dort die Schule besser war. In dieser Zeit lebte er bei seiner nach Krasna verheirateten Schwester Genoveva. 1940 die Umsiedlung „Heim ins Reich“, auf einem polnischen Bauernhof in Westpreußen. Emil wurde bereits am 21. September 1941 zum Kriegsdienst nach Wien einberufen. Nach vielen Einsätzen als Kraftfahrer an der Ostfront kam er am 31. August 1944 in Gefangenschaft, aus der er nach vielen Stationen

und Entbehrungen krank und abgemagert am 29.11.1949 nach Friedland entlassen wurde.

Seine Familie war im Januar 1945 vor der heranrückenden sowjetischen Armee geflüchtet und wohnte inzwischen im Raum Göttingen, wo Emil sie auch nach langem Suchen ausfindig machen konnte. Nach acht Jahren und zwei Monaten war er nun endlich wieder bei seiner Familie. Nachdem die Suche nach seiner früheren Freundin Adelheid Seifert auch erfolgreich war, heirateten beide am 11. Februar 1950. Mit vielen anderen katholischen Bessarabiern zogen sie dann 1950 ins Rheinland, wo sie sich in Namedy bei Andernach eine neue Existenz und ein Eigenheim schufen. Hier wurde auch im Jahre 1951 ihre Tochter Hildegard geboren. Hier haben die katholischen Bessarabier recht bald die Landesgruppe Rheinland-Pfalz in der Landsmannschaft der Bessarabiendeutschen gegründet. Emil engagierte sich sofort in dieser Organisation und brachte seine Kenntnisse und sein Wissen ein. Tatkräftig packte er zu, überall wo Not am Mann war.

Emil hat nie seinen Humor und seine Freundlichkeit verloren. Bei allen Freunden und besonders in der Landsmannschaft war er ein beliebter Gesprächspartner und konnte so manchen jüngeren Landsleuten sein Wissen vermitteln. Ein wertvolles Vermächtnis hat er der Nachwelt hinterlassen, indem er seine Lebenserinnerungen aufgeschrieben hat. In einem kleinen Buch sind die interessanten und informativen Überlieferungen aus seinem unerschöpflichen Wissen festgehalten. Mit ihm haben wir einen der letzten Wissensträger aus der Erlebnisgeneration verloren. Ganz plötzlich und unerwartet verstarb er am Morgen des 10. April 2010, kurz vor seinem 90. Geburtstag.

Sehr viele Landsleute nahmen an der Beisetzung am 15. April 2010 teil.

Bessarabiendeutscher Verein, Landesgruppe Rheinland-Pfalz



## Klöstitz und seine letzte Erlebnisgeneration

### Gedanken zum Abschied von Heinrich Becker aus Vaihingen/Enz – Kleinglattbach

Und wieder ist einer der oben genannten Generation von uns gegangen. Es ist die Generation, die sowohl noch unsere schöne Heimat Bessarabien, die Umsiedlung 1940 nach Deutschland und Polen, den 2. Weltkrieg mit all seinen Schrecken, die Flucht und Niederlage 1945 mit den anschließenden Hungerjahren und schließlich den Neuanfang mit dem Wiederaufbau und der neuen Heimat erlebt, durchlitten und bewältigt hat.

Heinrich Becker war einer von ihnen. Seine Spuren finden sich auf mancherlei Pfaden unseres Klöstitzer Erscheinungsbildes: Er wurde am 20.12.1915 in Klöstitz/Bessarabien als 3. Kind der Eheleute David und Karoline Becker, geb. Büchle, geboren. Er hat noch in Klöstitz eine Lehre und Ausbildung zum Kaufmann durchlaufen. Am 24.09.1940 heiratete er Elfriede Konrad aus Klöstitz. Es war die letzte Trauung in unserer schönen Kirche in Klöstitz. Dem Ehepaar wurden im Laufe der späteren Jahre 3 Kinder, Helmut, Edith und Ilse geschenkt. 1940 erfolgte die Umsiedlung nach Deutschland mit Lagerleben und 1941 die Ansiedlung im polnischen Warthegau auf den Höfen der vertriebenen Polen. 1942 wurde der Vater der jungen Familie zum Kriegsdienst eingezogen und kam 1945 in die sowjetische Kriegsgefangenschaft. Nach seiner Entlassung fand er seine Familie 1946 im Flüchtlingslager auf der Insel Sylt. Danach bekamen sie ein vorläufiges Zuhause in Ensingen im Kreis Vaihingen/Enz. 1952 konnten sie in Kleinglattbach ein neues Eigentums Haus bauen. Heinrich fand Arbeit und war bis zu seiner Pensionierung 1977 über 30 Jahre bei der Firma SEL in Pforzheim tätig. Nach dem Tod seiner Frau im Dezember 2000 verkaufte er sein Haus und zog in das Heim Alexander-Stift nach Neufürstentum. Dort war er bis zu seinem Tod am 17.01.2010 daheim.

Arnold Mammel der Autor unseres Klöstitzer Heimatbuches: KLÖSTITZ, DAS BILD DER HEIMAT schreibt im Vorwort auf Seite 8: „Unseren Vätern war es im Jahr 1915 nicht vergönnt, das 100-jährige Bestehen ihrer Heimatgemeinde festlich zu begehen. Jegliche Feier dieser Art musste des Krieges wegen (1. Weltkrieg 1914-1918) unterbleiben. Sehr spät, zum 150. Geburtstag, nachdem wir unsere Heimat Klöstitz bereits 25 Jahre verloren haben, wollen wir, wenn auch weitab von jener Stätte, ihrer um so inniger gedenken und vorliegendes Buch als kleine, bescheidene Jubiläumsgabe auf die Festtafel legen.“

Das geschah 1965, und im genannten Buch heißt es: „Herausgegeben von der Klöstitzer Arbeitsgemeinschaft. Ausschuss: Johannes Rößler, Julius Koch, Heinrich Becker, Oskar Baucht.“ Dieser 1. Begegnungstag der Klöstitzer Heimatgemeinde wurde von Heinrich Becker und seinem Team organisiert, vorbereitet und durchgeführt in Vaihingen/Enz, in der damals neuen Stadthalle mit ca. 1100 Teilnehmern. Den Gottesdienst hielt Oberpastor Immanuel Baumann. Heinrich Becker leitete danach mehrere Jahre die genannte Klöstitzer Arbeitsgemeinschaft und die nachfolgenden Begegnungstreffen in Kleinglattbach. Immer wieder taucht sein Name auf, im Zusammenhang mit Klöstitz und seinen Heimatfreunden und ihren Treffen zur wiederholten Begegnung, zum Austausch von Neuigkeiten und Erleben der landsmannschaftlichen Gemeinschaft.

Wir danken Heinrich Becker für seinen Einsatz für die Klöstitzer Dorfgemeinschaft und gedenken seiner in Ehrerbietung.  
Klöstitzer Ausschuss: i.A. Friedrich Büchle, Trossingen

## Nachruf für Christine Treichel, mit 108 Jahren älteste Kulmerin

### Erinnerung an unsere Küsterfamilie

Am 6.2.2010 ist im Pflegeheim St. Wilibald, in Schwabach, Christine Treichel, die Witwe unseres langjährigen und letzten Kulmer Küsters und Lehrers David Treichel, wenige Monate vor Vollendung des 109. Lebensjahres nach einem langen und segensreichen Leben still und friedlich im Herrn entschlafen. Sie wurde in Bargtheide/Schleswig Holstein, wo sie viele Jahre gelebt hat, zur letzten Ruhe an der Seite ihres Mannes mit großer Anteilnahme beigesetzt. Die ehrwürdige Verstorbene war besonders für viele Kulmer der Erlebnisgeneration, die sie noch aus Kulm kannten, eine verehrte und geachtete Persönlichkeit. Christine Treichel wird als „längstlebende Kulmerin“ als Legende in die

Geschichte der ehemaligen Gemeinde Kulm eingehen. Möglicherweise war sie auch die älteste Bessarabiendeutsche.

Geboren wurde sie am 20. Mai 1901 in Wittenberg in Bessarabien. Die Eltern, Andreas und Christine Künzler, waren Bauern und Teilhaber einer Mühle, deren Vorfahren einst als Auswanderer aus Württemberg nach Bessarabien kamen. Christine Künzler verbrachte ihre Kind- und Jugendzeit mit noch vier Geschwistern - eine Schwester und drei Brüder - in Wittenberg und besuchte noch zur russischen Zarenzeit die dortige Volksschule. In Wittenberg heiratete sie am 4. Januar 1919 den Lehrer David Treichel, der auch das Küsteramt dort versah. 1920 wurde

das erste Kind, Elfriede, geboren. 1924 nahm ihr Mann die Stelle eines Lehrers und ebenso das Küsteramt im benachbarten Kulm an, wodurch die Familie Treichel in die Gemeinde Kulm umzog und bis zur Umsiedlung 1940 dort lebte. In Kulm wurden Helmut 1925 und Edmund 1929 geboren. In der Ausübung des Küsteramtes durch ihren Mann, in dem er den Pastor sehr umfangreich und würdevoll vertreten musste, war auch sie als Persönlichkeit bei allen Familien in der Gemeinde Kulm sehr bekannt und anerkannt. David Treichel hat viele Kulmer getauft, viele hunderte Gottesdienste durchgeführt und viele Kulmer mit der traditionellen Zeremonie auf dem Kulmer Friedhof beerdigt.

Die ersten Jahre wohnten die Treichels im Lehrerhaus neben der Gemeindekanzlei gegenüber der schönen evangelischen Kirche in Kulm. So berichtet die Tochter Elfriede von ihrem Vater, der großen Wert darauf legte, dass jeden Morgen zu einer bestimmten Zeit eine Kirchenglocke pünktlich die Schüler des ganzen Dorfes zur Schule rief. Sie selbst war auch dafür verantwortlich. Durch solche Aufgaben und viele andere war die ganze Küsterfamilie in allen Kulmer Familien sehr bekannt und angesehen. In den 30er Jahren kaufte die Familie Treichel elf Hektar Land in Kulm, bewirtschaftete einen Hof mit Groß- und Kleinvieh und baute 1939 ein eigenes Haus.

Bei der Umsiedlung im Oktober 1940 verbrachten die Familie Treichel den Winter 1940/41 zunächst gemeinsam mit allen Kulmern im Umsiedlungslager Schloss Werneck in Bayern und in Polen. Danach wurde die Familie im damaligen Ort Radungen südwestlich von Posen angesiedelt. David Treichel wurde Leiter der örtlichen Volksschule. Bald wurde der älteste Sohn Helmut zur Wehrmacht eingezogen und später auch ihr Ehemann David als Dolmetscher. Am 20. Januar 1945 musste Christine Treichel mit dem 15-jährigen Sohn Edmund flüchten. Tochter Elfriede war an einer auswärtigen Landwirtschaftsschule. Die Flucht endete zunächst auf einem Bauernhof im Land Brandenburg. August 1945 wurde ihr Mann aus gesundheitlichen Gründen aus sowjetischer Kriegsgefangenschaft entlassen. Nun konnten die Familienmitglieder in Richtung Westen weiter ziehen, wo sie in Bargteheide, in Schleswig Holstein, ein Unterkommen fanden.

Als im Februar 1946 auch der älteste Sohn Helmut schwer kriegsbeschädigt entlassen wurde, war die Familie wieder vollständig. Damals arbeitete Christine Treichel zunächst bei Bauern, während ihr Mann als Straßenarbeiter tätig war.

Dann erhielt er wieder eine Anstellung als Lehrer, und die Söhne begannen ihre Berufsausbildung. In Bargteheide bezogen die „Treichels“ 1964 ihr Eigenheim, die Kinder waren inzwischen verheiratet.

Die Familie Treichel führte immer ein geselliges Leben, hatte einen großen Freundeskreis, nahm an Heimattreffen teil und war immer mit den Kulmern stark verbunden. Christine Treichel war eine charakterstarke Frau und ihrem Mann immer eine Stütze in der Erfüllung seiner verantwortungsvollen Arbeit, so sei noch einmal „dankeswürdig“ daran erinnert: David Treichel war von 1924-1940 Küsterlehrer in Kulm, im Wartheland, wieder bei den Kulmern. Als 1968 das „Heimatsbuch Kulm“ erarbeitet wurde, war er wesentlich mit sehr wichtigen Beiträgen dabei. Er hatte als Konrektor a. D. an sämtlichen Arbeiten und Berichten die Feinpolitur durchgeführt. Er schrieb auch das Vorwort. In den letzten Sätzen seines Vorwortes schrieb er: „Der Mensch lebt viel in Erinnerungen. Ein Bild, das wir im Herzen tragen, kann uns keine Macht der Welt rauben. Wir sollen unsere Heimat nicht vergessen, wir sollen dort, wo wir jetzt leben und wo es uns vielleicht ganz gut geht, auch heimatlich lieben und denken, in Dankbarkeit, dass wir vor einem viel schlimmeren Los bewahrt geblieben sind. Vor allem wollen wir aber nicht vergessen, dass auf uns die ewige Heimat wartet. Das sagt mit besten Wünschen der letzte Kulmer Küsterlehrer.“

Küsterlehrer David Treichel ist 1976 im Alter von 76 Jahren gestorben. So hat Christine Treichel ihren Mann, der die ehemaligen Kulmer in so vielen kirchlichen Andachten und Predigten in ihrem starken Glauben sehr glücklich machte, um 34 Jahre überlebt.

Bis zu ihrem 100. Geburtstag lebte sie dann allein in ihrem Reihenhaus in Bargteheide und versorgte sich selbst. Sie wurde aber ständig vom Sohn Edmund und seiner Frau Eva, die ebenfalls in Bargteheide wohnten, bei Einkäufen und im Garten

liebervoll betreut. Die Sommerzeit verbrachte sie oft bei ihrer Tochter Elfriede Geske und Schwiegersohn Gerold in Schwabach in Bayern.

Der 100. Geburtstag (20. Mai 2001) war ein Höhepunkt, der in Bargteheide mit fast einhundert Gästen, mit Pastorin, Bürgermeister, Ortsvorsteher und zwei Chören gefeiert wurde. Sie wurde an ihrem Jubiläumstag vom Bundespräsidenten und vielen anderen Persönlichkeiten mit Glückwunschschriften und Urkunden geehrt. Auch der Vorsitzende des Heimatortsausschusses Kulm, Q.-Herbert Radke, übersandte der Jubilarin eine „Ehrenurkunde“ im Namen der Kulmer. Sie war damals noch sehr rüstig, hat alles verkraftet und freute sich über jede Ehrung, die ihr zu Teil wurde. November 2001 zog Christine Treichel dann zur Tochter Elfriede und Schwiegersohn Gerold Geske nach Schwabach in Bayern, wo sie liebevoll aufgenommen wurde. Hier erlebte sie bis Januar 2007 noch eine schöne Zeit im Kreis der Familie. Da die Tochter Elfriede die Mutter im Haus nicht mehr pflegen konnte, vor allem wegen der Treppen im Reihenhaus, wurde Christine Treichel im schönen Pflegeheim St. Willibald in Schwabach aufgenommen. Dort wurde sie gut gepflegt und hatte die letzten drei Jahre einen angenehmen Aufenthalt. Wie Tochter Elfriede mitteilte, bewohnte ihre Mutter bis zuletzt ein eigenes Zimmer. Sie konnte sie fast jeden Tag besuchen, und sie schreibt: „So war ich auch bei ihr, als sie ruhig und friedlich eingeschlafen ist.“ Ein sehr starkes Mutterherz hörte auf zu schlagen. Unsere herzliche Anteilnahme gilt den Hinterbliebenen. Wir werden Christine Treichel stets mit Dankbarkeit in Erinnerung behalten.

*Im Namen der Kulmer und  
des Arbeitskreises Kulm  
Gerhard Bohnet, Magdeburg  
Waldemar Radke, Linden/Hessen*

## Zum Gedenken an Erwin Tetzlaff

Am 4. Januar 2010 verstarb Erwin Tetzlaff im Alter von 82 Jahren. Erwin war einziger Sohn des Ehepaares Rudolf und Pauline Tetzlaff, geborene Kräenbring. Seine Eltern lebten in Tarutino, als Erwin am 26.05.1928 auf die Welt kam.

Erwin war sieben Jahre alt, als sein Vater, der Postbeamter war, von Tarutino nach Buzau in Alt-Rumänien versetzt wurde. Der Wechsel von der deutschen

in eine fast ausschließlich rumänische Umgebung bedeutete einen Schock für den Jungen, der in eine rumänische Schule gehen musste, ohne ein Wort rumänisch sprechen zu können.

Nach der Umsiedlung der Deutschen von Bessarabien nach Deutschland und einem Lageraufenthalt in Bayern, wo die Bessarabiendeutschen auch die deutsche Staatsbürgerschaft erhielten, wurde die Familie

Tetzlaff in Bromberg angesiedelt, wo Erwin ein Gymnasium besuchte.

Ende 1944 wurde Erwin zur Heimatflak eingezogen. In den letzten Kriegstagen geriet er in russische Gefangenschaft, aus der er erst um die Jahreswende 1947/48 entlassen wurde.

Erwin fand seinen Vater in Hamburg. Seine Mutter hat Erwin nicht wieder gesehen. Sie war an den Folgen der Flucht gestorben.

Nachdem Erwin einen technischen Beruf erlernt hatte, heiratete er am 23.08.1963 Carla Fuhr. Nach 34 glücklichen Ehejahren starb seine Frau am 11.10.1997. Erwin konnte ihren Tod nie verwinden.

Seit Carlas Tod lebte Erwin sehr zurückgezogen in seiner Hamburger Wohnung und begann zu kränkeln. Ein paar Jahre danach wurden Symptome der Parkinson-Krankheit diagnostiziert.

Seit 1999 bekam Erwin des Öfteren Besuch einer entfernten Verwandten, die manchmal auch monatelang bei ihm blieb, ihm heimatliche Gerichte zubereitete und den Haushalt in Ordnung hielt. Mit der Zeit verschlechterte sich Erwins Gesundheitszustand, sodass er Sozialpflege in Anspruch nehmen musste.

Erwin Tetzlaff war mit Leib und Seele Tarutinoer. Er und seine Frau erarbeiteten einen Ortsplan seines Geburtsortes.

Grundlage dafür war eine Luftaufnahme von Tarutino, worauf Straßen, Schulen, Kirchen, Höfe, Brunnen etc. zu erkennen waren. Das Erstellen von Namenslisten der Hausbesitzer durch Befragen ehemaliger Tarutinoer war eine mühsame, zeitaufwendige Kleinarbeit.

Den Ortsplan von Tarutino stellten Erwin und Carla Tetzlaff dem Ehepaar Elvire und Hellmuth Bisle zur Veröffentlichung in ihrer Dokumentation über Tarutino zur Verfügung. Im hinteren Buchdeckel des Buches „Tarutino – Zentrum der Deutschen in Bessarabien, 1918-1940“ ist der vom Ehepaar Tetzlaff erstellte Ortsplan eingearbeitet worden.

Wer heute auf der Suche nach der Vergangenheit nach Tarutino fährt, orientiert sich gewöhnlich am Ortsplan von Erwin und Carla Tetzlaff.

Außerdem erstellte das Ehepaar Tetzlaff genaue Dokumentationen aus vier Gene-

rationen der „Tetzlaff-Familie“ und der „Kräenbring-Familie“, mit den Namen aller Vorfahren und Nachkommen.

Erwin beteiligte sich auch sehr aktiv am Leben der Landsmannschaft und besuchte regelmäßig die Bundes-, Landes- und Tarutino-Treffen in Stuttgart, Hannover und Verden.

Für seine besondere Leistung und die rege Anteilnahme am Leben der bessarabiendeutschen Umsiedler wurde Erwin Tetzlaff vom Bundesvorsitzenden der Landsmannschaft Edwin Kelm mit der Silbernen Nadel geehrt. Die dazu gehörende Urkunde hing eingerahmt in Erwins Wohnzimmer. Erwin Tetzlaff hat die Anerkennung seiner Leistungen durch den Bundesvorsitzenden Edwin Kelm stolz und glücklich gemacht.

*Im Namen seiner norddeutschen Freunde  
Helga Koch, geborene Liebelt*

## Nachruf für Wiegard Ost

\* 7. Januar 1931 † 11. März 2010



Am 17. März 2010 versammelte sich eine große Trauergemeinde auf dem Neckarwestheimer Friedhof, um Abschied von Wiegard Ost zu nehmen.

Wir vom Heimortausschuss Eichendorf, dessen Mitglied Wiegard von Anfang an war, sind tief betroffen von der unerwarteten Wende des Krankheitsverlaufes. Der Tod hat uns nun schmerzlich bewusst gemacht, welch große Lücke in unserem Mitarbeiterkreis entstanden ist.

Wenn wir die Jahre der Zusammenarbeit rückschauend in Erinnerung rufen, dann empfinden wir trotz aller Trauer ein tiefes Gefühl der Dankbarkeit, ihn als verlässlichen, treuen und stets hilfsbereiten Mitarbeiter zur Seite gehabt zu haben.

Wiegard verbrachte seine Kindheit und die ersten Schuljahre in Eichendorf. Umsiedlung, Lagerleben und Ansiedlung folgten. Starke, prägende Auswirkungen auf Charakter und Wesensart hatten für den 14-Jährigen die Flucht-tage im Januar 1945. Für die Mutter und ihre sechs Kinder wurde es schreckliche Gewissheit, sich ohne Ehemann und ohne Wagengespann auf die Flucht begeben zu müssen. Drei ihrer Kinder musste sie, so sehr die Trennung auch schmerzte, dem Schwager anvertrauen. Sie selbst bindet den Kinderwagen auf

einen Schlitten, setzt die Zwillinge hinein und begibt sich – begleitet von Wiegard – zu Fuß auf den Weg.

Der 14-Jährige erlebte mit, wie ihnen in der höchsten Not Hilfe zuteil wurde und wie sie in allen Gefährdungen, die die Flucht-tage mit sich brachten, immer wieder Hilfe von Mitmenschen und Bewahrung erfahren haben.

In Niederbayern findet die Familie schließlich wieder zusammen. Dort beginnt für die Eltern die harte Zeit des Neuanfangs. Mit Achtung und Stolz sieht er, wie unverzagt, allen Widrigkeiten und Enttäuschungen zum Trotz, die Eltern den schwierigen Existenz-aufbau bewältigen.

Das spornt ihn an, seine eigene Ausbildung in Schule und Lehre mit Fleiß und Ernst zu betreiben, um dann mit den erworbenen Kenntnissen, mit Können, praktischem Geschick und der nötigen Zielstrebigkeit beruflich voranzukommen.

In unserer Zusammenarbeit im Ausschuss haben wir Wiegard als einen Menschen mit sehr anteilnehmendem Wesen, offenen Sinnen und steter Hilfsbereitschaft schätzen gelernt. Als wir ihn wegen seiner Großzügigkeit einmal bewundern wollten, wehrte er ab und erklärte: „In meinem Leben ist gewiss vieles Stückwerk geblieben, aber ich habe viele Male und in den verschiedensten Situationen seitens meiner Eltern und von anderen Menschen so viel Gutes und Bereicherndes erfahren, dass ich dafür am besten danken kann,

wenn es mir gelingt, anderen zu helfen und Freude zu bereiten.“

Dieser inneren Verpflichtung ist er konsequent nachgekommen. Über Spenden konnten sich viele soziale und diakonische Einrichtungen, das Alexander-Stift, das Heimatmuseum, das Heimathaus, viele Hilfsorganisationen und Vereine freuen.

Besonders allgegenwärtige Not sah er in seinem ehemaligen Heimatort Eichendorf. Hier fanden seine Gaben bei Rentnern, Kranken, Waisen, Behinderten, Schülern und Kindergartenkindern dankbare Empfänger. Es war ihm noch vergönnt, die Fertigstellung und Einweihung des schönsten Geschenkes, das der orthodoxen Kirchengemeinde in Doina mit dem Kirchenbau gemacht worden ist, zu erleben.

Diese Kirche als religiöses Zentrum, als Ort der Verinnerlichung und der Stärkung des Glaubens und der seelischen Erbauung hätte ohne die großzügigen Spenden unserer Ausschussmitglieder Egon Fälchle und Wiedgard Ost nie vollendet werden können.

Unser dankbares Gedenken sei die Verpflichtung, mit allen, die dabei mithelfen wollen, das Licht der Mitmenschlichkeit hell leuchten zu lassen und es hineinzutragen in eine immer dunkler und kälter werdende Welt.

*Albert Häfner  
Heimortausschuss Eichendorf*

## Mit Freunden in meinen Geburtsort Gnadental

Mehrmals wurde von hiesigen Freunden uns gegenüber der Wunsch geäußert, doch einfach mal sehen zu können, wo ich herkomme. Nach gründlicher diesbezüglicher Überlegung meldete ich uns zu der von Herrn Kelm für Anfang September 09 ausgeschriebenen Bessarabien-Reise an. Für meine Frau und mich war es nach 13-jährigem Abstand die zweite Reise dorthin. Wir bereiteten unsere Freunde in Vorgesprächen auf dort Andersartiges und für uns ungewohnte Überraschungen vor. Urteilen mögen sie dann, wenn sie das Gesehene und Erlebte mit den Verhältnissen, die vor 100 Jahren hier herrschten, vergleichen.

Mit Linienmaschinen nach Odessa zu kommen, ist fast ein Traum im Vergleich zu unserem Flug vor 13 Jahren ab Stuttgart mit einer umgebauten „Iljuschin“. Auch überraschten positiv die jetzigen Verhältnisse auf dem Flughafen sowie die wohl hauseigene Unterbringung im Vergleich zu damals. Die personenbezogene Betreuung und Versorgung war hervorragend.

Schon auf der Fahrt nach Gnadental bestaunten unsere Freunde diese riesigen Ackerflächen und deren Bewirtschaftung. Diese übertrafen deren Vorstellungen. Unser Taxi hielt vor der Kirche. Der Vorplatz machte einen gepflegten und sauberen Eindruck. Dass der Turm fehlt, wussten wir. Auch störten wir uns nicht an den zwei russischen Gelehrten zur linken und rechten Seite des Platzes.



Friedrich Bareither mit seiner Frau und Maria (Mitte)

An der neuen Schule empfing uns die für uns abgestellte Deutschlehrerin – als Dolmetscherin freundlich strahlend – wie eine alte Bekannte. Wohl dadurch verband uns spontan ein einladendes, freundschaftliches Verhältnis. Auf Anhieb wollte sie wissen, was sie uns alles zeigen sollte. Sie führte uns also durch das „heutige“ Gnadental zu den uns bekannten jetzigen Besitzern meines Geburtshauses und das meines Vaters. Überall wurden wir wie alte Freunde in deren Häusern aufgenommen. Auch dort, wie bei uns, waren nach

13 Jahren familiäre Veränderungen festzustellen.

Sie führte uns in die Kirche. Heute ein offener, für alle gesellschaftlichen Bedürfnisse geschaffener Mehrzweckraum. Danach auf den Friedhof. Außer dem wohl einstigen Friedhofstürle und dem gepflegten Kapplerschen Grabstein erinnert wohl nichts mehr an die deutsche Zeit. Warum auch immer haben wir die gegensätzlichen Vorstellungen hinsichtlich der Erhaltung und Pflege einer solchen Stätte?

Jetzt ging es zu Maria. Maria war das 9. Kind des damals amtierenden Gemeindevorstandes und wuchs im Elternhaus meiner Mutter, also beim Küster und Lehrer Friedrich Rüb im Kreis dessen Kinder auf. Sie ist heute weit über 80 Jahre und empfing uns, sich auf zwei Stöcken stützend, vor ihrem Haus. Allem Anschein nach eine ehemalige deutsche Hofstelle. Herr Heubach hat uns Maria schon vor 13 Jahren vorgestellt. Nach einer sichtlichen Überwindung

bat sie uns entschlossen und unnachgiebig in ihr Haus. Hier war festzustellen, dass in den rückwärtigen Jahrzehnten alle in dieser Zeit möglichen Unterhaltungsmaßnahmen genutzt wurden.

Sie setzte sich auf ihr Bett. Wir standen um sie herum, und nun begann sie zu erzählen. Auf die penible Sauberkeit und Ordnung angesprochen, antwortete sie: „Das stammt noch aus dem Hause Rüb“. Weiter erzählte sie von der patriarchalisch geführten Hausordnung auch bei Tisch. „Ganz unten in aller Blicke saßen Fritz, du und ich“. Sie gab weitere Auskünfte über Versicherungen, dass sie verheiratet war, einen Sohn hat usw. Nicht zu allerletzt hörten wir, dass sie von umgerechnet 80 € im Monat, ein paar Hühnern und ihrem Garten lebt.

Wir mussten unsere Zeit einteilen, und Hunger stellte sich ein. Wir luden unsere Dolmetscherin und unseren Fahrer zu unseren mitgebrachten Broten ein. Dazu aber wünschte ich mir Harbusen. Über Rathausbedienstete organisierte Leonowa aus dortigen Hausgärten diese samt einem Schlachtermesser. Unter den Augen eines dieser Gelehrten hielten wir also gemeinsam Siesta mit superreifen Harbusen und unseren mitgebrachten Broten. Es war ein ganz toll schmeckendes Essen, das an die Erzählungen unserer Eltern erinnert.

Fast uniformierte Schulkinder gesellten sich zu uns. Immer mehr häuften sich geschenkte Harbusen. Aber der Tag neigte sich. Unser Fahrer trippelte von einem Fuß auf den anderen und mahnte die weite Rückfahrt an. Heute noch bedaure ich, dass ich der Einladung des in letzter Minute noch zu uns gestoßenen jetzigen Bürgermeisters aus zeitlichen Gründen habe nicht folgen können.



Die Besucher mit Schulkindern und Lehrerin Leonova (rechts)

Ich versuchte, mich in die Zeit unserer Vorfahren (der damaligen Einwanderer) zurück zu versetzen. Ohne Straße, ohne Bepflanzung und jegliche Bebauung. Ausschließlich Steppe, auf der Kriege ausgetragen wurden. Nur verdammt schwere Zeiten in den Herkunftorten und Verlockungen andererseits können die meisten unserer Vorfahren hierher gebracht haben. Mit allergrößter Hochachtung über deren hier „Erreichtes“ kehre ich wieder zurück.

Man weiß, dass nach der Aussiedlung der Deutschen eine staatliche Bewirtschaftung folgte, bei der alle Zugezogenen Arbeit und Brot fanden. Nach dieser Zeit jetzt Arbeitslosigkeit, die allerorts sichtbar ist mit all ihren Folgen. Meinen Fragen zu Folge: Nach den heutigen Besitzverhältnissen wurden mir gegenüber immer wieder geantwortet: Wir wissen es nicht – Großkapital?!

Nicht unerwähnt sein dürfen auch die für unsere Freunde hoch interessanten Fahrten nach Odessa (Oper u. Treppe), Akkerman (gigantische Burganlage), das riesige Donaudelta und nicht zuletzt die Bademöglichkeit im Schwarzen Meer. Fazit dieser Reise mit Freunden: Bei allen Wiedersehen sprechen wir über diese schönen Erlebnisse. Ich werde immer wieder gefragt: „Fritz, wann machen wir wieder eine solch schöne Fahrt?“ – Das sagt doch alles!

Friedrich Bareither

In der Zeitung HUBA vom 28. August 2009 wurde der nachfolgende Beitrag veröffentlicht, den wir in Auszügen wiedergeben. Bemerkenswert, wie die ukrainischen Leser über eine deutsche Dorfgründung unterrichtet werden; Einzelheiten wurden der ins Russische übersetzten Dorfchronik entnommen. (D.A.)

## Das Dorf feiert Jubiläum (Blagodatnoje ehem. Gnadenfeld)

Am 28. August sind es 130 Jahre her seit der Gründung des Dorfes Blagodatnoje. Das ist die ehemalige Kolonie Gnadenfeld, gegründet im Jahr 1879 auf dem Land, das von den Deutschen bei Mendel Dawidow-Fukelmann angekauft wurde. Die Siedler gaben dem Dorf den Namen aus Dankbarkeit für die gute Ernte, die wenige Jahre nach der Ansiedlung eingefahren werden konnte.

Das Dorf hat sich sehr schnell entwickelt. Jeder Landwirt baute sich ein Haus (meist in Gemeinschaftsarbeit). Des Weiteren wurden Scheune und Stallungen gebaut. Auch wurde auf jedem Hof ein Brunnen gegraben und ein Garten angelegt. Zunächst war jedes Anwesen 1 Hektar groß. Später gab es auch Höfe, die nur 0,5 Hektar groß waren.

Durch Landzukauf vergrößerte sich die Gemarkung Gnadenfeld. Bei der Umsiedlung im Jahre 1940 war die Fläche auf 4.193 Hektar angewachsen. An der Spitze der Gemeinde standen der Älteste und der Bürgermeister. Sie achteten auf Ordnung. Ehrenamtlich wurde eine Nachtwache und eine Feuerwehr gegründet. Im Hof der Dorfgemeinde (im Zentrum) stand immer ein Wagen mit einem gefüllten Wasserfass. Im Brandfalle konnte damit schnell zur Brandstelle gefahren und das Feuer gelöscht werden.

Im Zentrum des Dorfes wurde auch ein Bethaus gebaut. Die Einwohner Gnadenfelds besuchten regelmäßig die Gottesdienste.

Die Erziehungsziele in der Schule waren: Gottesfurcht, Ehrung des alten Menschen, Sittlichkeit und Fleiß. Die Lehrer wurden hauptsächlich in der Wernerschule in Sarata ausgebildet.

Die deutschen Kolonisten beschäftigten sich meistens in der Landwirtschaft. Aber es gab im Ort auch etliche Handwerker, z.B. Schmiede, Schlosser, Sattler, Schuster, Schneider, Schreiner, Wagner. Insgesamt wurden im Dorf 175 Häuser gebaut, ein Teil von ihnen wurde abgebrochen. Heute leben im Ort 655 Menschen.

In den Jahren 1938/39 besuchten 145 Kinder die Gnadenfelder Schule. Einmal im Jahr gab es eine Baumpflanzaktion. Unter Anleitung ihrer Lehrer pflanzten die Schüler an verschiedenen Stellen außerhalb und innerhalb des Ortes Bäume und Sträucher. Interessant ist auch, dass es im Dorf eine Poststation gab. Der Posthalter musste Pferde bereithalten. Kamen Regierungsbeamte in den Ort, die geschäftlich nach Norden oder nach Süden

unterwegs waren, so konnte ihr Kutscher in der Gnadenfelder Poststation die Pferde wechseln. Unter Umständen musste der Posthalter auch für Nachtquartier sorgen.

Am 16. Oktober 1940 verließen die deutschen Kolonisten den Ort. Nach dem Krieg wurde im Dorf eine Kolchose gegründet. Sie bekam den Namen „8. März“. 1956 wurde diese Kolchose mit der Kolchose „Lenin“ im Dorf Nadeschda vereinigt. In den ersten Jahren nach der Gründung der Kolchose „8. März“ spürte man einen angespannten Arbeitsrhythmus des Lebens. Im Jahre 1946 wurde als Kolchosevorsitzender P.T. Manin gewählt. Wirtschaftsleiter wurde E.T. Jurewskiy. Dem Vorstand gehörten weiter an: K.S. Gubanov, G.M. Dogorev, E.F. Tschukina, P.E. Cerbov sowie der Vorsitzende des Dorfsowjets G.W. Kuemschi.

Das Leben kam erst so richtig in Gang, als die Kolchosen „8. März“ und „Lenin“ 1956 vereinigt wurden. Heute gibt es im Dorf Kaufläden, eine Post, ein Dorfklubhaus und eine Bibliothek. Der Bücherbestand dieser Bibliothek wurde vor kurzem ergänzt durch das Buch „Chronik der Gemeinde Gnadenfeld“ in russischer Sprache. Der Verfasser dieser Chronik, Karl Ziegler, arbeitete lange Zeit (18 Jahre) als Lehrer in der Gemeinde. Die Chronik wurde in Deutschland verfasst und ist nun wieder nach Gnadenfeld zurückgekehrt. Das Buch bekam einen Ehrenplatz auf der Schautafel „Mein Heimatland“, die von der Leiterin der Bibliothek, W.P. Surkowa, gestaltet wurde. Der Sohn des Chronikverfassers, Viktor Ziegler, hat im September 2008 bei einer Schulfeier in Nadeschda (Eigenfeld) die übersetzte Chronik an Swetlana Sinjuk überreicht. Durch eine Reihe von ehemaligen Gnadenfelder Spendern wurde es möglich, wichtige Teile der Chronik ins Russische zu übertragen. Somit können die jetzigen Einwohner von Gnadenfeld die Chronik in ihrer Muttersprache lesen.

Nach einer oft kurzen Reise nehmen die deutschen Besucher eine Vielfalt an Eindrücken mit. Linda Daum schrieb im Mitteilungsblatt des Bessarabiendeutschen Vereins e.V.: „Das waren die allerbesten Tage in der ehemaligen Heimat“. Kurz vor dem Gründungs-Jubiläum des Dorfes Blagodaznoje (Gnadenfeld) kamen aus verschiedenen Gegenden Deutschlands Pakete mit Kleidung, Schuhen, Brillen u.a. Diese Sachen wurden an kinderreiche Familien, Arme und Kranke in den

Dörfern Nadeschda, Molodowo und Blagodatnoje verteilt. Die Beschenkten aus den 3 Dörfern bedankten sich bei ihren Freunden in Deutschland.

Es kommen immer wieder kleine Reisegruppen mit ehemaligen Bewohnern, um ihre Heimatdörfer zu besuchen und um Bekannte zu treffen. Manche ehemaligen Bewohner von Gnadenfeld und Eigenfeld sind schon häufiger dagewesen. Wir grüßen besonders Gerda Stark, Kuno Lust, Harri Hoffmann, Linda Daum. Ilse Michaelis, Harald Jauch und seine Frau Kunigunde, Herbert Hablzel und seine Frau Selma, die alle sehr an ihrer alten Heimat hängen. Wir hoffen, dass die Freundschaft zwischen den jetzigen und den früheren Bewohnern Gnadenfelds und Eigenfelds anhält und sich noch verstärkt.

*Swetlana Sinjuk,*

*Leiterin des Nadeschdinsky Volksmuseums*

### Anmerkung:

Um mehr Klarheit zu schaffen, mussten manche Sätze umgebaut und manche Wörter durch andere ersetzt werden. Das was ausgedrückt werden sollte, hat nicht darunter gelitten.

Erwähnt werden muss noch, dass zwei ehemalige Bewohnerinnen Gnadenfelds Gerda Noack geb. Döffinger und Gisela Arnd geb. Johs schon häufig in Gnadenfeld zu Besuch waren, weil sie dort gute Bekannte haben. Auch haben sie schon an vielen Paketaktionen teilgenommen.

Der obige Text wurde von Alla Stadler, Stuttgart, aus dem Russischen ins Deutsche übersetzt.

*Viktor Ziegler, Wendlingen*

## Berichtigungen

In der Mai-Ausgabe des Mitteilungsblattes, Seite 9, rechte Spalte, in der 5. Zeile über dem Foto, muss es richtig heißen:

„... als ein Ort der Identifikation“.

In der April-Ausgabe, Seite 8, im Programm des Arbeitskreises der Heimatgemeinden, die richtige Schreibweise des Namens:

Referent Prof. Dr. W. Kappel.

Wir bitten, die Fehler zu entschuldigen.

## SPENDEN BESSARABIENDEUTSCHER VEREIN

## April 2010

**Allgemeine Spende** – Bahn Müller, Else, Pfaffenhofen, 20 € – Baß-Büxel, Brunhilde, Freiberg, 50 € – Baumann, Karl-Heinz, Ottenbach, 40 € – Bihr, Ella, Oberstenfeld, 20 € – Bross, Berthold, Königs Wusterhausen, 20 € – Deiss, Hilda, Uhingen, 10 € – Fenzau, Wilma, Allmersbach, 10 € – Friedrich, Karlheinz, Bad Wimpfen, 50 € – Fritz, Ilse, Meßstetten, 10 € – Gall, Marianne, Kelbra, 30 € – Geiger, Ute, Uhingen, 10 € – Haag, Ottomar, Ludwigsburg, 30 € – Heer, Erwin, Oberstenfeld, 50 € – Heer, Ewald, USA, 21 € – Hohloch, Erich, Weis-sach, 10 € – Howe, Renate, Steinfurt, 25 € – Jeschke, Nelly, Schwert, 10 € – Johs, Gerd, Schwedt, 20 € – Kalisch, Eduard, Seelow, 20 € – Keller, Loni, Barsbüttel, 30 € – Kienzle, Helmut, Klein Meckelsen, 20 € – Klinke, Hildegard, Ketsch, 10 € – Knodel, Thomas, Regensburg, 30 € – Kober, Hans, Crailsheim, 100 € – Krämer, Erna, Reckenthin, 10 € – Lust, Kuno, Esslingen, 25 € – Maier, Siegfried, Eppingen, 12 € – Müller, Ingrid, Sinsheim, 20 € – Niendorf, Maria, Gielow, 10 € – Schlögel, Heidrun, Vaihingen, 40 € – Schulz, Christine, Wriedel, 30 € – Schulz, Rudolf, Wermelskirchen, 40 € – Schwidder, Frida, Mülheim an der Ruhr, 50 € – Willging, Woldemar, Backnang, 10 €

**Allgemeine Bessarabienshilfe** – Bantel, Grete, Nürtingen, 50 € – Ochsner, Ulrich, Schwieberdingen, 50 €

**Weihnachtsspende aus 2009** – Ensslen, Gisela, Ebhausen, 50 € – Hansel, Wally, Mülheim, 15 € – Knögel, Anna, Beselich 3, 20 € – Ost, Adele, Kirchheim, 20 € – Schramm, Johannes, Rostock, 20 €

**Heimathaus** – Gaisser, Heide, Winnenden, 300 € – Sammel-spende, 104 € – Schaible, Artur, Schömburg, 50 €

**Bildarchiv** – Keller, Loni, Barsbüttel, 20 €

**Heimatgemeinde Eichendorf** – Häfner, Albert, Stuttgart, 100 € – Pelny, Helga, Neckarwestheim, 150 € – Sammel-spende, 25 €

**Heimatgemeinde Klöstitz** – Kiesche, Else, Sandersdorf, 20 € – Mammel, Konstantin, Borgholzhausen, 50 € – Schmid, Ida, Mühlheim, 20 €

**Heimatgemeinde Tatarbuniar** – Isert, Ingo Rüdiger, Bietigheim-Bissingen, 300 €

**Familienkunde** – Anhorn, Reiner, 70806 Kornwestheim, 20 € – Burkhard, Adam, Berlin, 100 € – Dürr, Hildegard, Weil der Stadt, 15 € – Dürr, Karl-Heinz, Langenau, 10 € – Friske, Wenke, Bietigheim-Bissingen, 50 € – Hermann, Rita, Neuenstadt, 20 € – Hess, Waltraud, Frankfurt a.M., 30 € – Marek, Wilma, Murrhardt, 20 € – Matthis, Horst, Böblingen, 50 € – Quast, Ewald, Ilshofen, 100 € – Reißner, Elfriede, Bretzfeld, 75 € – Rösch, Dieter, Ingelheim, 20 € – Schaible, Artur, Schömburg, 50 € – Vossler, Gerhard, Möckmühl, 100 € – Wolff, Erika, Abstatt, 50 € – Zeller, Paul, Ilsfeld, 30 € – Zeyer, Irmgard, Neuenstadt, 20 €

Als Gott sah, dass der Weg zu lang,  
der Hügel zu steil und das Atmen zu schwer wurde,  
legte er den Arm um ihn und sprach:  
„Komm heim“.



## Albert Mogck

\* 5. April 1916 in Rohrbach/Bessarabien  
† 26. März 2010 in Dortmund

In Liebe und Dankbarkeit nehmen wir Abschied:

**Helene Mogck, geb. Leimert**  
**Hartwig und Monika Mogck, geb. Kaufmann**  
**mit Melanie und Oliver**  
**Frank und Marion Matzdorff, geb. Mogck**  
**mit Sebastian und Marc**

44388 Dortmund-Lütgendortmund, Immanuel-Kant-Str. 107  
Die Beisetzung fand am 31. März 2010 auf dem Bezirksfriedhof zu Dortmund-Lütgendortmund statt.

## Erna Stani geb. Joachim feierte am 22. April 2010 ihren 90. Geburtstag



Die Jubilarin wurde in Friedenstal/Bessarabien als eines von sechs Kindern geboren. Sie besuchte dort die Volksschule und erlernte später den Beruf der Krankenschwester. Dadurch dass sie als Krankenschwester im Lazarett ihren Dienst verrichtete, hat sie nicht wie vier ihrer Geschwister und ihre Eltern die Vertreibung erlebt. Ihre Eltern und eine Schwester starben während des Krieges.

Sie fand dann nach dem Krieg im schwäbischen Süßen ein neues Zuhause und heiratete im Jahr 1948 einen Witwer mit vier Kindern. Im September 1949 kam dann ihre jüngste Tochter Lilli zur Welt. Aus der Ehe mit Anton Stani gehen sechs Enkelkinder und acht Urenkelkinder hervor.

Im März 1978 starb ihr Mann. Danach zog sie zu ihrer jüngsten Tochter nach Uhingen, wo sie heute noch lebt. Im Mai 2001 erkrankte ihre Tochter Lilli an einer Gehirnblutung. Diese ist seitdem linksseitig gelähmt und teilweise auf die Hilfe ihrer 90-jährigen Mutter angewiesen. Ihren Haushalt erledigt sie noch allein und kümmert sich aufopferungsvoll um ihre Tochter. Im Frühjahr und Sommer geht sie sogar ihrer größten Lieblingsbeschäftigung, der Gartenarbeit nach.

Ihre Kinder, Enkel und Urenkel wünschen ihr weiterhin viel Glück und Gesundheit und noch weitere Lebensjahre.

**Frank Hoyer (Enkel)**

*Siehe, ich bin bei Euch alle Tage  
bis an der Welt Ende.*

*Matthäus 28.20*

Du hast gelebt für Deine Lieben, all' Deine Arbeit war für sie,  
wenn Du auch bist von uns geschieden, in unseren Herzen  
stirbst Du nie.

## Hulda Wittke

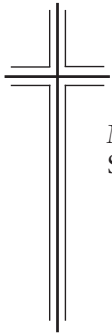
geb. Hoffmann

\* 27.1.1913 in Kurudschika/Bessarabien  
† 26.4.2010

Nach einem erfüllten Leben hat uns unsere  
liebe Mutter, Schwiegermutter und Oma für  
immer verlassen.

In Liebe und Dankbarkeit  
**Erwin Wittke und Ingrid Brunke**  
**Rudolf und Elvira Brandes geb. Wittke**  
**Viktor und Renate Wittke**  
**Petra und Marco**  
**Petra und Marco**  
**Matthias und Simone**  
**Christina und Ulli**

31228 Peine-Vöhrum, Grundstraße 2  
Die Beerdigung fand am 30. April 2010 in Vöhrum statt.



Christus spricht:  
Siehe, ich bin bei euch alle Tage  
bis an der Welt Ende.  
Matthäus 28.20

Mein lieber Mann, unser guter Bruder und  
Schwager, bester Onkel und Freund

## Emil Müller

\* 26.5.1937 † 24.4.2010  
in Kisl/Bessarabien in Peine

hat im festen Vertrauen darauf, dass für ihn bei unserem  
Vater im Himmel eine Wohnung bereitet ist,  
seinen Heimweg angetreten.

**Du bleibst in unserer Liebe,  
wir sehen uns wieder.  
Ilse Müller geb. Büchle  
und die ganze große Familie  
alle Angehörigen und Freunde**

Traueranschrift:  
Ilse Müller, Am Bergfeld 12, 31226 Peine-Berkum  
Die Trauerfeier fand am 30. April 2010 in der St. Annen  
Kirche in Berkum statt.

Kirchheim a.N., im April 2010

Wir haben Abschied genommen von

## Robert Scheid

\* 10. Januar 1931 in Lichtental/Bessarabien  
† 14. April 2010 in Wildberg

In Liebe und Dankbarkeit  
Ingrid Miksche, Werner Scheid und  
Bärbel Lutz mit Familien



Was ich getan in meinem Leben,  
ich tat es nur für Euch.  
Was ich gekonnt, hab ich gegeben,  
als Dank bleibt einig Euch.

Ich weiß, dass mein Erlöser lebt. *Hiob 19,25*

Wir nehmen Abschied von meiner lieben  
Mutter, Schwiegermutter, Oma, Uroma,  
Schwägerin und Tante

## Frieda Schäfer geb. Schreiber

\* 1. Mai 1921 in Lichtental/Bessarabien  
† 31. März 2010

In stiller Trauer:  
Emil Schäfer und Frau Eva-Maria  
Werner Schumann und  
Frau Brunhilde geb. Schäfer  
ihre Enkel Gunnar mit Sina  
Katrin mit Thomas  
Johannes  
sowie Urenkel Peer-Ole



Die Beerdigung fand am 3. April 2010 auf dem Friedhof  
in Behrendorf statt.

Von guten Mächten, wunderbar geborgen,  
erwarten wir getrost, was kommen mag.  
Gott ist mit uns am Abend und am Morgen  
und ganz gewiss an jedem neuen Tag.

Dietrich Bonhoeffer

In Liebe und Dankbarkeit nehmen wir Abschied von

## Ida Erdmann

\* 6. August 1928 in Tarutino  
† 6. Mai 2010 in Tarmstedt



Edgar Erdmann mit Familie  
Anni Erdmann  
Alma Erdmann  
Hanna und Rolf mit Familie  
Hildegard und Arno mit Familie  
Irene  
Walter und Anke mit Familie  
Ute und Manfred mit Familie  
Uwe und Sabine mit Familie  
Ralf und Annette

Traueranschrift:  
Walter Erdmann, Kleine Wende 3, 27412 Tarmstedt

Die Trauerfeier fand am 11. Mai 2010  
in der Friedhofskapelle Tarmstedt statt.

## IMPRESSUM

**Herausgeber:** Bessarabiendeutscher Verein e.V., Florianstraße 17,  
70188 Stuttgart, Bundesvorsitzender: Ingo Rüdiger Isert, Tel. (07 11) 44 00 77-0,  
Fax (0711) 44 00 77-20

**Redaktionsteam:** David Aippersbach, Telefon (0 53 23) 98 29 06 und Heinz Fieß,  
Telefon (0 71 65) 13 82

Für Kirchliches Leben: Arnulf Baumann, Telefon (0 53 61) 7 16 03

**Anschrift für Beiträge** per E-Mail: [redaktion@bessarabien.de](mailto:redaktion@bessarabien.de) oder per Post an  
Geschäftsstelle Nord, Bleekstraße 20, 30559 Hannover

**Anschrift für Vertrieb** (Bestellung, Kündigung, Adressänderung, Zusendung von  
Anzeigen usw.): Geschäftsstelle Nord, Bleekstraße 20, 30559 Hannover,  
Telefon (05 11) 9 52 39 30, Fax (05 11) 9 52 45 58,

E-Mail: [bessarabien-nord.1@arcor.de](mailto:bessarabien-nord.1@arcor.de); Internet: [www.bessarabien.de](http://www.bessarabien.de)

Kündigung 4 Wochen zum 30. Juni und 31. Dezember des laufenden Jahres  
möglich. Preisliste für Anzeigen (auch Familienanzeigen) ist in der Geschäftsstelle  
Nord zu erhalten. Die Redaktion behält sich Kürzungen und Zusammenfassungen  
vor. Mit Namen gekennzeichnete Artikel stellen die Meinung des Verfassers,  
nicht die der Redaktion und des Herausgebers dar.

**Druck:** Steppat Druck GmbH, Senefelderstr. 11, 30880 Laatzen  
Das Mitteilungsblatt soll jeweils am ersten Donnerstag eines Monats erscheinen.  
Das Jahresabonnement der Zeitung beträgt 35,- EUR, zusammen mit dem  
Mitgliedsbeitrag für den Bessarabiendeutschen Verein sind es 40,- EUR  
Mehrpreis für Auslandsversand: Landweg 3,- EUR, Luftpost 11,- EUR

**Bankverbindung:** BW-Bank Stuttgart, BLZ: 600 501 01, Konto-Nr. 128 70 42